



# zur debatte

8/2018

Themen der Katholischen Akademie in Bayern



**8**  
Kardinal Reinhard Marx spricht zum Abschied von Dr. Florian Schuller



**13**  
Über das Selbstverständnis unseres Staates schreibt Prof. Dr. Norbert Lammert



**17**  
Eine 100-jährige Reise durch die Geschichte des „eigensinnigen“ Freistaats Bayern unternimmt Prof. Dr. Hans Maier



**23**  
Was wir aus dem Dreißigjährigen Krieg lernen können ist das Thema von Prof. Dr. Herfried Münkler



**30**  
Den Alltag unter schwedischer Herrschaft in Bayern bringt uns Prof. Dr. Wolfgang Wüst näher



**39**  
Die Cäcilienmesse von Charles Gounod stellt uns Dr. Frank Höndgen vor



**43**  
U. a. kirchenrechtliche Aspekte zu den Pfarrgemeinderäten beleuchtet P. Prof. Dr. Stephan Haering OSB



**46**  
Prof. Dr. Sabine Bieberstein sucht biblische Vergewisserungen für die Pfarrgemeinderäte

## Demütiges Selbstbewusstsein

### Zum Abschied von Akademiedirektor Dr. Florian Schuller



Fotos (40): Robert Kiderle Fotoagentur

Akademiedirektor Dr. Florian Schuller komplettiert von Kirche, Kardinal Reinhard Marx, und Staat, Bayerns Innen- und Integrationsminister Joachim Herrmann.

Am Abend des 2. Oktober wurde Dr. Florian Schuller vor über 750 Gästen von Kardinal Marx als Akademiedirektor verabschiedet. Im Rahmen einer Akademieveranstaltung mit dem Titel „Demütiges Selbstbewusstsein“ gab Patrik Schwarz, Redakteur der Wochenzeitung „Die ZEIT“ und evangelischer Christ, Florian Schuller einen

„freundschaftlichen Zuruf von außen“ mit auf den Weg. Prof. Dr. Arnold Nesselrath, lange Jahre in leitender Funktion in den Vatikanischen Museen, führte in die Ausstellung „Rom im Auge des Pantheon“ mit Werken des Foto- und Videokünstlers Christoph Brech ein, die bis Weihnachten in der Akademie zu sehen waren.

## Die Seher, die man übersieht

Patrik Schwarz

Sieben – fünf – drei: 7 Päpste hat die Welt erlebt seit Gründung der Katholischen Akademie, von Pius XII. bis Franziskus, dazu 5 Erzbischöfe und Kardinäle von München, aber lediglich 3 Akademiedirektoren. Wir wohnen also einem historischen Abend bei, wenn wir heute Florian Schuller in den Ruhestand verabschieden: Sieben – fünf – drei.

„Demütiges Selbstbewusstsein“, diese beiden Worte nur hat der Akademiedirektor auf die Einladungen drucken lassen, mit denen er uns alle hier versammelt hat, und man darf sie als Ruf, als Parole verstehen. Doch klingt der Ruf nicht bedrohlich evangelisch? „Demütiges Selbstbewusstsein“, spricht daraus nicht jene Sorte Magerquark-Protestantismus, den man in Bayern nicht mal den Protestanten durchgehen lässt? Und ich weiß, wovon ich rede: ich bin selber einer.

Glauben Sie Florian Schullers Worten nicht ohne Bedacht – denn Sie können sicher sein: er hat sie mit Bedacht ausgewählt. Und oft genug sind seine Worte – viele von Ihnen werden es wissen – Schelmen-Worte. Machen wir uns also auf die Suche: wo hat sich im demütigen Selbstbewusstsein der Schuller-Schalk versteckt?

Im Jahr 2000 trat er sein Amt an der Mandlstraße an und 2007, nach sieben Jahren als Akademiedirektor, hat er sein Selbstbewusstsein erstmals in einem Interview aufblitzen lassen: Er stehe als Zwerg auf den Schultern von Riesen, sagte da der Siebenjährige, aber auf diesen Schultern sei man auch als Zwerg mit einer recht ordentlichen Portion eigener Perspektive ausgestattet. Da war er wieder, der Schuller-Schalk.



Warum Florian Schuller mit seinem Motto vom „Demütigen Selbstbewusstsein“ der Katholischen Akademie wie seiner Kirche ein Geschenk hinterlässt, erklärte Patrik Schwarz, Geschäftsführender Redakteur der ZEIT.

Welche Perspektive aber ist das gewesen und geworden in den 18 Jahren von 2000 bis heute?

Brehms Tierleben – den Älteren unter Ihnen noch vertraut – kennt den Brüll-Affen. Das katholische Bestiarium kennt den bayerischen Brüll-Löwen, der in freier Wildbahn in einer geistlichen wie einer politischen Ausprägung anzutreffen ist. Florian Schuller ist weder das eine noch das andere.

# Editorial

Liebe Leserinnen und Leser!

Eine wichtige Rolle in der vorliegenden Ausgabe 8/2018 unserer Zeitschrift „zur debatte“ wie auch im beiliegenden Sonderheft zur Katholischen Erwachsenenbildung Bayern spielt der Mann, der eigentlich nie so recht im Blatt auftauchen wollte. Obgleich er als Herausgeber und kundiger Ratgeber für die Redaktion „seiner“ debatte 18 Jahre lang maßgeblich an ihrem Zustandekommen mitwirkte: Akademiendirektor Dr. Florian Schuller, der am 31. Oktober 2018 aus dem Amt schied.

Am 1. Januar 2019 wird Dr. Achim Budde seine Aufgabe als Akademiendirektor und somit auch als Herausgeber der Zeitschrift der Katholischen Akademie Bayern antreten. Die Redaktion freut sich auf die zukünftige Zusammenarbeit und heißt den neuen Chef sehr herzlich willkommen.

In der letzten Ausgabe des Jahres 2018 soll nun aber der Abschied seines Vorgängers ausführlich und umfassend – wie es die ureigenste Aufgabe der debatte ist – dokumentiert werden. Dass das Gesicht von Florian Schuller diesmal viel öfter zu sehen sein soll, als es ihm in seiner zurückhaltenden und bescheidenen Art lieb sein wird, ist diesen Umständen geschuldet. Er sieht es der Redaktion hoffentlich nach.

Mit dem inhaltlichen Schwerpunkt der Ausgabe wird Florian Schuller hingegen wohl sehr einverstanden sein. Denn mit den abgedruckten Texten unserer Autorinnen und Autoren blicken wir zurück in die Geschichte: der Geschichte Bayerns, der des Dreißigjährigen Krieges, der der Bundesrepublik, der der Pfarrgemeinderäte und der der Kirchenmusik sowie – im Sonderheft – der der Erwachsenenbildung. Doch der Blick in die Geschichte ist nicht nur dem Interesse an Bildung geschuldet, sondern soll zeigen, dass frühere Ereignisse eine bleibende Verantwortung für uns mit sich bringen. Dabei geht es auch um die historische Selbstvergewisserung der heute lebenden Menschen und die Erkenntnis, welche geistigen Prägekräfte und Strukturen wirksam waren, so dass wir das wurden, was wir heute sind.

Liebe Leserinnen und Leser, die Redaktion der Zeitschrift „zur debatte“ hofft, dass unsere Texte Ihren Blick in die Vergangenheit und damit auch in die Gegenwart schärfen, und sie wünscht Ihnen nun eine ruhige Weihnachtszeit sowie einen guten Start ins zukünftige Neue Jahr.

Dr. Robert Walser,  
Redaktionsleitung „zur debatte“

Man könnte es auch so sagen: dieser Akademiendirektor durfte und musste vielleicht manchmal den Zirkusdirektor geben, nie aber ist er dabei eine Rampe gewesen. Sie, lieber Florian Schuller, haben vielmehr stets und ständig anderen Menschen eine Rampe gebaut und die Bühne bereitet: Ihren Gästen, Ihren Geistlichen und gewiss auch Ihren Bischöfen der bayerischen Diözesen, die dieses Haus tragen und es doch nicht regieren dürfen.

Sie haben anderen das Rampenlicht ermöglicht, indem Sie selbst bereit waren, immer wieder zur Seite zu treten. Hat dieser Verzicht auf den eigenen großen Auftritt Ihnen manchmal auch einen Stich ins Herz versetzt? Wenn es so wäre, lassen Sie mich heute sagen: Sie tragen Ihren Verzichtsschmerz mit Würde – und genau das macht Demut aus.

Was für ein Haus haben Sie vor 18 Jahren übernommen – und in welchem Zustand geben Sie es uns, Ihrer Akademie-Gemeinde, heute zurück? In der Satzung dieses Hauses steht: „Die katholische Akademie in Bayern hat die Aufgabe, das Verhältnis von Kirche und Welt zu klären.“ Schöner, schlanker und maßloser kann man es kaum formulieren.

Kirche und Welt in ein Verhältnis zu setzen, das am Ende produktiv für beide Seiten ist, das stellt ein Unterfangen dar, mit dem ich auch persönlich sympathisiere. Sie können das bereits an dem Titel des Blattes ablesen, das ich geholfen habe, in die Wochenzeitung Die ZEIT zu holen, „Christ & Welt“. Immer, wenn ich gefragt werde, welche der beiden verkoppelten Dimensionen uns denn wichtiger sei, das Weltliche oder das Christliche, dann antworte ich: am wichtigsten ist uns die dritte Dimension, das große „&“ zwischen Christ und Welt. Vielleicht hat mir diese Parallele zu Florian Schullers Verständnis seines Akademie-Auftrags ja auch die Einladung und das Ehrenamt eingetragen, heute zu Ihnen sprechen zu dürfen.

„Die Katholische Akademie in Bayern hat die Aufgabe, das Verhältnis von Kirche und Welt zu klären“: wer so hoch zielt, tut gut daran, einen schelmischen Tiefstapler an die Spitze zu stellen.

Humor und Glaube, hat Direktor Schuller einmal gesagt, das seien zwei Weisen, „mit der gebrechlichen, mit der schwierigen, mit der angegriffenen Wirklichkeit unseres Lebens einigermaßen sinnvoll umzugehen.“ Wenn Sie diesem Satz einmal nachlauschen, dann wird Ihnen das Schullerschste Wort darin gleich aufgefallen sein: „einigermaßen“ – einigermaßen sinnvoll sollen wir mit der fragilen Wirklichkeit unseres Lebens umgehen.

In den polarisieren Zeiten, die wir in der Kirche wie in der Welt erleben, ist eine solche zurückgenommene Gradualität der eigenen Ambition eine Wohltat: Wenn wir es einigermaßen gut hinbekommen, mit unserem Leben und unserer gemeinsamen Kirche Christi, so verstehe ich Florian Schuller, dann haben wir vielleicht schon genug getan.

Sie können daran ablesen, wie gut es tut, genau hinzuhören, wenn dieser Mann der leisen Töne das Wort ergreift. Er hat viel gesehen, in seinem langen Priesterleben – ist immer mein Eindruck – und er hat auf beiderlei Weise etwas gesehen vom Menschen und seiner Wirklichkeit: inwendig und aushäufig. Was ihm dort begegnet ist, lässt ihn zurückgenommen sprechen, mit einem Selbstbewusstsein, das von innen kommt. Das macht ihn zu einem feinen Menschen – aber es weist eben auch über ihn hinaus.

Ich begreife Florian Schuller als einen Seher, den man übersieht.

Er ist damit zu einer jener Figuren geworden, auf die eine Kirche in Not



Weihbischof Sofian von Kronstadt war einer der zahlreichen Vertreter der orthodoxen Kirchen an diesem Abend. Er saß neben Professor Hans-Jürgen

Drescher, dem Präsidenten der Bayerischen Theaterakademie August Everding.



Sehr gute Beziehungen zu Griechenland waren Florian Schuller immer ein Anliegen. Dass diese Freundschaft auf Gegenseitigkeit beruht, zeigte Prof. Dr. Athanasios Vletsis, Theologieprofessor

an der LMU (re.), und Georgios Vlantis, Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) Bayern, mit ihrer Teilnahme.



Ein Team des Sankt Michaelsbundes zeichnete die Veranstaltung für das Fernsehen auf. Der Bericht lief im Magazin „Kirche in Bayern“ in den privaten, bayerischen Lokalfernsehsendern.



Um allen 750 Gästen Platz zu bieten, wurden auch im Atrium Stühle aufgestellt.

verstärkt wird setzen müssen, wenn sie ihren Kurs halten will in stürmischen Zeiten, vor allem aber, wenn sie gehört werden will in einer Welt, die auf das Wort von Kirchen nicht länger wartet. Die Welt ist unduldsam geworden mit der katholischen Kirche in Deutschland – und man kann es der Welt nicht einmal verdenken, wie wir hier im Saal wissen, denen uns diese Kirche noch etwas bedeutet, jedem auf seine Weise.

Als Mittler zwischen der Gesellschaft da draußen und der Kirche hier drinnen merken wir in der Redaktion von Christ & Welt, wie schwer es geworden ist, selbst bei unserer Leserschaft noch Gehör zu finden mit den Themen, den Anliegen, den Positionen der Kirche. Wie erst sieht das bei der Großzahl der

klugen, aber kirchen-fernen Deutschen aus?

Wir halten bei Christ & Welt daher verstärkt Ausschau nach Menschen wie Florian Schuller: nach Sehern, die man übersieht. Die prophetische Gabe der Kirche, die prophetische Rolle des Priesters habe ich immer als ihr ganz großes Geschenk begriffen, und nicht ohne Grund sind die Propheten wahrscheinlich in besonderer Weise empfänglich gewesen für jene geheimnisvollste Kraft der Trinität, den Heiligen Geist.

Propheten, habe ich von Burkhard Menke gelernt, dem langjährigen Lektor der Schriften von Joseph Ratzinger im Herder Verlag, Propheten sind nicht Vorhersager, sie sind Hervor-Sager: sie lesen die Zeichen der Zeit, sie spüren,

wo der Geist weht und wen er beseelt, und sie beten und bohren solange, bis zu Tage tritt, was eigentlich schon lange ans Licht will. Wo – vielleicht – findet man solche Menschen offenen Herzens und wachen Blicks? Einige Versuche der Annäherung.

Man findet sie eher unter Frauen und Männern, die sich ihren Krisen im Glauben und im Leben gestellt haben.

Es sind darum oft Menschen, die dem Schmerz der eigenen Unzulänglichkeit nicht ausgewichen sind: die Einsicht macht demütig – und den Schmerz aushalten zu können, macht selbstbewusst.

Demütiges Selbstbewusstsein findet man darum eher an den Rändern der Kirche als in ihrem Zentrum.



Stefan Eß, der Geschäftsführende Direktor des Sankt Michaelsbundes, überbrachte die Grüße des Medienhauses der Erzdiözese München und Freising, mit dem die Akademie in mannigfaltiger Weise zusammenarbeitet.



Dr. Gertraud Burkert, Ehrenbürgerin der Landeshauptstadt München, ehemalige 2. Bürgermeisterin und lange Jahre Mitglied im Allgemeinen Rat der Katholischen Akademie Bayern.



Das Bistum Augsburg wurde durch den Generalvikar vertreten. Domkapitular Msgr. Harald Heinrich überbrachte die Grüße des Bischofs.

## Themen „zur Debatte“

Editorial	2
<b>Demütiges Selbstbewusstsein Zum Abschied von Akademi- direktor Dr. Florian Schuller</b>	
Die Seher, die man übersieht Patrik Schwarz	1
Zwischen Kontinuitäten und Brüchen. Gedanken zu römischen Arbeiten von Christoph Brech Arnold Nesselrath	5
Grußwort zur Verabschiedung von Akademiendirektor Dr. Florian Schuller Reinhard Kardinal Marx	8
Florian Schuller zu seinem Abschied am 2. Oktober 2018	10
<b>Schwabinger Vorträge Norbert Lammert</b>	
Flagge zeigen! Zum Selbst- verständnis unseres Staates und zum Selbstbewusstsein unserer Gesellschaft	13
<b>Der eigensinnige Freistaat</b>	
Bayern 1918 – 2018 Hans Maier	17
<b>Der Dreißigjährige Krieg des 17. Jahrhunderts</b>	
Was wir aus dem Krieg für Gegenwart und Zukunft lernen können Herfried Münkler	23
<b>Der 30-jährige Krieg in Bayern Nahperspektiven auf Alltag und Akteure</b>	
Der Dreißigjährige Krieg im Spiegel bayerischer Literatur Klaus Wolf	27
Alltag unter schwedischer Herrschaft in Bayern Wolfgang Wüst	30
Die Schlacht bei Nördlingen 1634 – ein Schlachtenszenario des Dreißigjährigen Krieges? Wilfried Sponsel	35
<b>Kitsch und Klasse?</b>	
Die Cäcilienmesse von Charles Gounod Frank Höndgen	39
<b>Gute Wahl</b>	
50 Jahre Pfarrgemeinderäte in Bayern P. Stephan Haering OSB	43
50 Jahre Pfarrgemeinderat. Biblische Vergewisserungen Sabine Bieberstein	46
Impressum	16



Münchens Weihbischof Dr. Bernhard Haßlberger, Dr. Friedemann Greiner, Generalsekretär des Konsularischen Korps in Bayern und früher viele Jahre als Direktor der Evangelischen Akade-

mie Tutzing ein enger Kooperationspartner, sowie der frühere CSU-Vorsitzender Dr. Theo Waigel, der Akademie in vielfacher Weise eng verbunden (v.l.n.r.).



Bayerns Innenminister Joachim Herrmann und Kardinal Friedrich Wetter fanden vor der Veranstaltung Zeit, sich freundschaftlich zu unterhalten.



Philosophieprofessor Wilhelm Vossenkuhl kam gleichzeitig mit Prof. Dr. Sybille Ebert-Schifferer, Kunsthistorikerin und bis vor kurzem Direktorin der Bibliotheca Hertziana.

Man findet es womöglich eher bei den Klosterschwestern von Bernried, um in Bayern zu bleiben, als in den Ordinariaten oder den Bischofspalais zwischen Passau und Regensburg.

Demütiges Selbstbewusstsein kann darum auch ein Programm sein für eine Kirche im Hader mit sich selbst. Ja, es könnte einen Ausweg weisen aus einer steril gewordenen Kontroverse im inner-katholischen Kirchenkampf, der seit dem Pontifikat von Papst Benedikt nicht zur Ruhe kommt.

„Entweltlichung, bitte!“ rief Joseph Ratzinger 2011 in seiner berühmt gewordenen Freiburger Rede der Kirche hierzulande zu. „Entweltlicht euch“, verlangte Benedikt, und seine verschreckten Brüder im Amt fragten sich: will da einer der Schrumpf-Kirche des heiligen Rests das Wort reden, weltabgewandt, klerikal, engherzig? Ich habe Benedikt damals im Saal anders verstanden: er hat das Licht angezündet, das Franziskus jetzt weiterträgt mit seinem Appell – geht an die Ränder, lasst von den Fleischtöpfen der Versorgungsposten, vertraut eurer Gabe als Propheten.

Ich kann nicht einschätzen, lieber Florian Schuller, ob Sie Ihr Demütiges Selbstbewusstsein so programmatisch für Ihre ganze Kirche verstanden wissen wollen. Als Journalist kann ich aber sagen, es passt nicht schlecht als Brücke über die Kluft, die sich zuletzt so drastisch aufgetan hat zwischen Kirche und Gesellschaft, zwischen Christ und Welt.

Zum Abschluss der Vollversammlung der Bischöfe in Fulda hat meine Deutschlandfunk-Kollegin Christiane Florin, mit der ich 2010 Christ & Welt in der ZEIT aufgebaut habe, eine ganz einfache Frage gestellt. Auf der Pressekonferenz wollte sie von den versammelten Bischöfe wissen, ob einer von ihnen erwogen habe zurückzutreten unter der Last der Verantwortung für 1670 Missbrauchs-Täter in kirchlichen Diensten. Die Antwort vom Podium war knapp und lautete: Nein.

Ich habe großen Respekt für die Anläufe zur Aufklärung, die Kardinal Marx in Bewegung gesetzt hat, oftmals gegen erhebliche Widerstände. Doch ich erlaube mir die Frage, ob die Bemühungen seiner Kirche schon annähernd weit genug gehen. Klar ist jedenfalls: Keine der beiden großen Kirchen ist aktuell in einem Zustand, sich offensives Selbstbewusstsein leisten zu können. Ein

Zustand dauerzerknirschter Demut aber wird die Botschaft Gottes auch nicht anziehender machen.

Ein Ansatz, der auf Demut und Selbstbewusstsein gleichzeitig gründet, verrät also eine Verschränkung aus Wirklichkeits-Einsicht und Zukunftszuversicht. In einem Wort: Wer die Balance hält zwischen Demut und Selbstbewusstsein, lebt Gottvertrauen im Alltag.

Was hinterlassen Sie also dieser Akademie, die so lange die Ihre war, lieber Herr Schuller?

Mit drei Begriffen haben Sie Ihre Arbeit einmal umrissen: Intellektuell – spirituell – aktuell. Ich ergänze das um zwei Fragen, die nicht bloß dem legendären Gespräch zugrunde lagen, das Sie in diesen Räumen zwischen Kardinal Joseph Ratzinger und Jürgen Habermas ermöglicht haben.

Erstens: Wie werde ich klug – und bleibe fromm?

Zweitens: Wie werde ich fromm – und bleibe klug?

### Wer die Balance hält zwischen Demut und Selbstbewusstsein, lebt Gottvertrauen im Alltag.

Dass sich darauf Antworten finden lassen, daran haben Sie immer geglaubt. Dass es dabei hilft, ein melancholischer Optimist zu sein, haben Sie vorgelebt. Und dass Ihr Nachfolger solche Seher über den Tag hinaus aufspürt, zum Austausch verführt und zum Leuchten bringt, das ist die Chance der Akademie für die Zukunft.

Hoch zielen und tief stapeln, damit haben Sie es weit gebracht, lieber Florian Schuller. Was geben Sie uns mit für den Weg, auf dem wir nun ohne Sie auskommen müssen? Ich habe von Ihnen einen sehr befreienden Satz gefunden: „Es geht uns heute schlecht – auf hohem Niveau“, sagt Florian Schuller.

Alles Weitere liegt jetzt in unseren Händen. □



Dr. Claudia Pfrang, die Direktorin des Bildungszentrums Freising, arbeitete als Mitglied im Vorstand der KEB Bayern über viele Jahre mit Florian Schuller

zusammen, der als Akademiedirektor gleichzeitig Vorsitzender des Vorstands der KEB Bayern war.

# Zwischen Kontinuitäten und Brüchen. Gedanken zu römischen Arbeiten von Christoph Brech

Arnold Nesselrath

Sehr geehrte Damen und Herren, sehr verehrter, lieber Herr Schuller, für Ihre freundliche Einladung, heute in die Ausstellung von Christoph Brech, die uns hier im Saal und in den Räumen der Akademie umgibt, einzuführen, möchte ich ganz herzlich Dank sagen. Einen kleinen Beitrag zu Ihrer festlichen Verabschiedung als Akademiedirektor leisten zu dürfen, freut mich besonders, weil ich Ihnen, Herr Schuller, auf diese Weise meine Bewunderung, die ich für Sie und Ihre geleistete Arbeit hege, zum Ausdruck bringen kann.

## I.

In Ihrer Akademie – so darf man die Katholische Akademie in Bayern mit Fug und Recht bezeichnen – haben Sie konstant aktuelle Themen in einer imposanten Bannbreite aufgegriffen, deren Diskussion Ihre eindrucksvolle Zeitung bzw. Zeitschrift „zur Debatte“ – dass man sie in die eine wie in die andere Kategorie einreihen möchte, zeigt, wie überzeugend das Format ist – weit über München hinaus, unter anderem bis zu mir nach Rom trägt. Darin findet man neben den fundierten Behandlungen vielfältiger wissenschaftlicher Themen etwa schon sehr früh präzise Informationen über die italienischen Mafia-Organisationen und ihre Verbindungen nach Deutschland. Immer wieder haben Sie Analysen zu politischen Fragen und zu gesellschaftlichen Entwicklungen angestoßen, etwa zur Digitalisierung oder zur Ökologie. Darin werden konkrete Positionen zu entscheidenden theologischen Problemstellungen formuliert, zu denen man selten Theologen zu präzisen Äußerungen bewegen kann. So etwa die Fragen: Wie hat man sich die Auferstehung der Toten wirklich vorzustellen? Was bedeutet das Jüngste Gericht unter der Voraussetzung der modernen Wissenschaft? Oder wie verhält



Prof. Dr. Arnold Nesselrath, 23 Jahre Direktor der Abteilung für byzantinische, mittelalterliche und moderne Kunst an den Vatikanischen Museen, machte sich Gedanken zu den römischen Arbeiten von Christoph Brech.

es sich mit der Seele des Menschen? Wo beginnt der Mensch? Dabei haben Sie der Kultur und der Kunst stets einen breiten Raum eingeräumt. Ich erinnere mich gerne daran, wie Sie auf dem Gerüst, inspiriert von Raffaels Fresko der Begegnung zwischen Papst Leo d. Gr. und dem Hunnenkönig Attila, ein ganzes mehrtägiges Symposium zum Renaissance-Papsttum mit Blick auf das Reformationsjubiläum konzipiert haben. Es ist Ihnen immer um eine ernsthafte Auseinandersetzung gegangen, die auch vor der Herausforderung der

zeitgenössischen Kunst nicht halt gemacht hat; davon zeugen Ihre regelmäßigen Fahrten mit Ihrer Akademie zur Biennale nach Venedig, oft in Begleitung des von Ihnen besonders geschätzten Künstlers Christoph Brech, unseres gemeinsamen Freundes. Wenn es im Alten wie im Neuen Testament heißt: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von jedem Wort ...“, dann ist das Wort immer Kultur. Dahinter steht das Bewusstsein, dass ohne Kultur Verkündigung gar nicht möglich ist.

In Rom ist mit Unterstützung des Vatikans das Jüngste Gericht gegenwärtig zur Multimediashow degeneriert unter dem Slogan: „Last Judgement, best show in town.“ Die Einkünfte der Vatikanischen Museen dienen der Finanzierung des Vatikanstaates. Bildung ist durch Massenkultur ersetzt worden. Demgegenüber zeigt Ihr intellektueller, differenzierter und breiter Ansatz, dass es auch in der katholischen Kirche noch Kompetenz gibt, der es um die kritische Betrachtung der Inhalte geht und die bereit und fähig ist, sich den intellektuellen Herausforderungen zu stellen, und die diese nicht aus Angst und Unkenntnis verdrängen und vertuschen muss. Will sagen: „Ihnen können die Menschen noch glauben.“ Der Text auf der Einladungskarte zur heutigen Veranstaltung legt aus christlicher Überzeugung heraus von alledem ebenso ein beredetes Zeugnis ab wie die Ausstellung mit Bildern von Christoph Brech unter dem Titel „Im Auge des Pantheon“, die Sie sich gewünscht haben.

Dass Sie die Kunst und die Kunstgeschichte zu Ihrem Abschied so prominent auftreten lassen, ist auch im Zeitalter der Bildgeschichte noch ein unschätzbare Vermächtnis. Spätestens 1921 wurde in England der Werbeslogan geprägt: „One Look is Worth A Thousand Words“; Kurt Tucholsky hat ihn 1926 mit seinem literarischen Essay „Ein Bild sagt mehr als tausend Worte“ in der deutschen Literatur etabliert. Theologie ist eine Wortwissenschaft. Die mittelalterliche Biblia Pauperum, die für die Menschen geschaffen wurde, die nicht lesen konnten, hat das Bild aus dem Wort entwickelt und dem Wort untergeordnet. Mit der heutigen Bilderflut, die in allen Medien auf uns einströmt, kann die Theologie jedoch nicht mehr Schritt halten. Um sich diesem Phänomen zu stellen, ist Ihr Ansatz, die Bilder und die Kunstwerke über die

Bildwissenschaft hinaus in den Diskurs einzubeziehen, so ungeheuer wichtig. Ein Symbol richtig einzusetzen und ein Symbol richtig zu erkennen, erfordert ein Bildungsniveau; das Lesen von Bildern gehört zur Voraussetzung unserer Allgemeinbildung. Wir müssen z.B. eine Sensibilität dafür wecken, dass es nicht wahr ist, dass man Palmyra wiederherstellen kann. Ein solch falsches Verständnis von Restaurierung verharmlöst bloß den Krieg. Der Abriss des völlig intakten und in sich geschlossenen neoromanischen Immerather Doms, sogar mit Genehmigung der Diözese Aachen, ist aber genauso eine Zerstörung und ein Sakrileg und zeigt, wie sehr wir Menschen Ihres Kulturniveaus, Herr Schuller, brauchen. Die an Heinrich Heine orientierte Devise, die im Januar in Immerath geprägt wurde: „Wer Kultur zerstört, zerstört bald auch Menschen“, wird im Hambacher Forst in diesen Tagen schon traurige Wirklichkeit. Die Devise gilt in gleicher Weise für die Natur und die ganze Schöpfung.

## II.

Diese Themen brennen auch Christoph Brech auf den Nägeln, und er ist augenblicklich in dieser Richtung engagiert und aktiv. Bereits seine „römischen Arbeiten“ klagen solche Vergewaltigung unserer Umwelt an, sein Rom ist auch heute wieder eine „offene Stadt“, nur mit dem Unterschied, dass die Besatzungsmacht die Touristen sind und die Ideologie die kulturlose Kommerzialisierung. Sie, Herr Schuller, haben mich gebeten, heute den „Kontinuitäten und Brüchen“ in den Bildern von Christoph Brech nachzugehen. Diese treten hervor, wenn man die Bilder kontempliert, nicht wenn man zu schnell daran vorbeigeht. Vordergründig stehen z.B. moderne horizontale Gitterstäbe den vertikalen Kanneluren ehrwürdiger Säulen gegenüber. Während hingegen das Licht wie ein Firnis die zum Ausschnitt komponierten Motive kontinuierlich zu vereinen scheint, manifestiert sich in den ins Auge gefassten Gegenständen ein wachsender Kontrast zwischen dem Ewigen und dem Ephemeren. Aus einer formalen Ästhetik geboren, entwickeln die Formen aus ihrer Relation eine Ikonographie. So weht das in Stein festgehaltene, antikisierende, bewegte Gewand einer Früchte tragenden Ceres im Wettstreit mit den vom

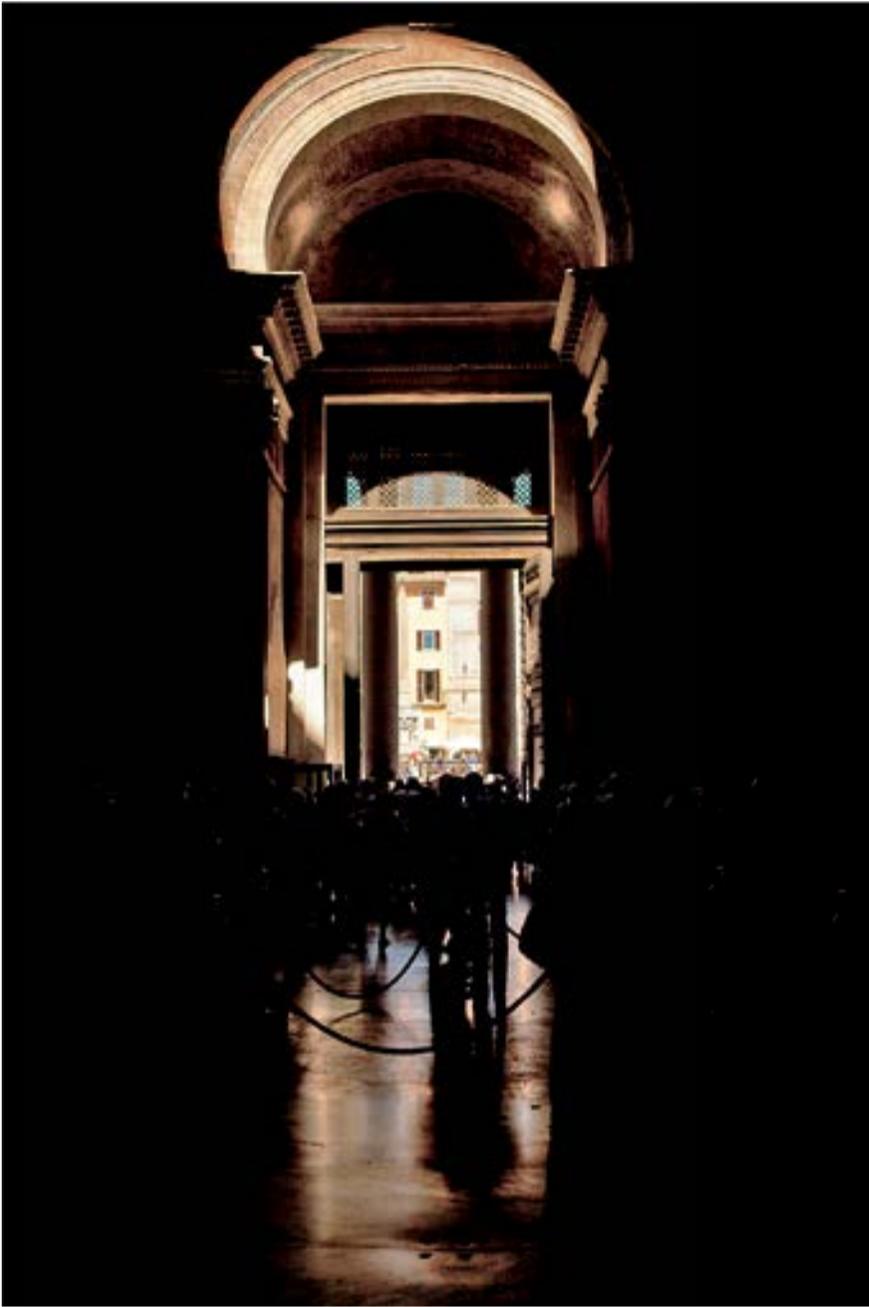


Johanna Rumschöttel, frühere Landrätin des Landkreises München und Mitglied im Allgemeinen Rat der Akademie, kam schon bei der Ankunft ins Gespräch mit Erzpriester Apostolos Malamoussis.



Die Verleihung des Romano Guardini Preises im Jahr 2000 an den damaligen BR-Intendanten Prof. Dr. Albert Scharf (li.) – hier im Gespräch mit Herzog Franz – war die erste Veranstaltung von

Florian Schuller als Akademiedirektor. Scharf, viele Jahre Mitglied im Allgemeinen Rat, ließ es sich nicht nehmen, auch zur Verabschiedung zu kommen.



Das Titelblatt zur Ausstellung von Christoph Brech.

Wind real gebauschten Plastikplanen eines Baugerüsts, das für einen Fassadenanstrich aufgebaut worden ist. Das Licht verleiht dem starren Marmorbild mehr Bewegung, als die reale Struktur gegenüber aufweist, und vermittelt das Wesen beider, obwohl beide in einem vollkommen heterogenen architektonischen Ambiente eingezwängt sind.

Immer wieder konfrontieren Gerüste in Rom, die längst heute nicht mehr stehen, den Betrachter in Brechs Bildern damit, sich über seine eigene Wirklichkeit Rechenschaft abzulegen. Komplexe Anordnungen von Verhüllungen, von Photographien im Photo, von Reflexen, Gemälden, Plakaten und von vielem mehr müssen durchdrungen werden, wenn man den eigenen Standpunkt gegenüber dem Bild bestimmen will. Vor der Kirche S. Carlo al Corso, inmitten der Planen, auf denen die Fassade in Originalgröße aufgedruckt, aber teilweise verschoben ist, die sie selbst und das vorgestellte Gerüst verdecken, sticht eine weiße Platte Projektionsfläche hervor, deren Leere darauf wartet, ein Werbeplakat zu tragen. Fast entsteht der Eindruck des Ateliers eines Malers, in dem Leinwände, bemalt, angefangen oder leer, hintereinander gestapelt sind. Die weiße Leinwand wird von einem Kabel mit einer weißen Straßenlampe durchquert, ohne Licht. Aus der Negation heraus und mit einem leisen Anflug eines kleinen Sonnenflecks rechts oben wird das Licht zum Protagonisten, mit dem Rom gesegnet ist und das alle natürlichen und künstlichen, atmosphärischen und elektrischen Lichter male- risch verwandelt. Ähnliches gilt von den Spiegelungen in den Aufnahmen. Da es sich bei Christoph Brechs Bildern um Photographien und nicht um Malerei handelt, bleibt die Realität die regierende Logik der Bilder. Das Licht wandelt sich derweil stetig, und selbst die Photographie kann es nicht festhalten, sondern sich nur daran inspirieren. Im Spiel der Standortbestimmung lehren Christoph Brechs Photos Sehen und steigern unsere visuelle Ästhetik.

### III.

Aus meiner Arbeit im Vatikan unter drei verschiedenen Päpsten, zu der auch ein großes Gemeinschaftsprojekt mit Christoph Brech gehört, das unter dem Titel „Freie Blicke“ hier in München publiziert worden ist, sind mir Brüche einer Kontinuität sehr vertraut. Unter Papst Johannes Paul II. haben Kunst und Kultur ihr traditionelles Dasein geführt und standen nie in Frage. Papst Benedikt XVI. hat dies gesteigert und ungeahnte neue Energien freigesetzt. Selbst Sekretäre von Kardinälen konnten jetzt beschreiben, wie ein Fresko gemacht wird. Der Vatikan trat plötzlich auf der Biennale in Venedig auf. Nie für möglich gehaltene Restaurierungen, auch in privaten Räumen von Kuri- enmitgliedern, waren auf einmal möglich, selbst wenn sie sich über lange Zeiträume erstreckten. Während der Restaurierung der Cappella Paolina ist Papst Benedikt persönlich zur Planung der Altaraufstellung und zur Erörterung der liturgischen wie kunsthistorischen Implikationen wie zu Zeiten von Bramante, Raffael und Bernini zur Baustelle gekommen und hat die Arbeiten auf dem Gerüst in Augenschein genommen. Heute herrscht Massenkultur.

Christoph Brech nimmt dazu Stellung. Sein Bild von den unordentlichen Gerüsten auf dem Petersplatz in Rom mit vorgelagertem, erloschenem, riesigem Fernsehbildschirm ohne Bild, unter einem düsteren Himmel, scheint bange zu fragen: Was hält den Vatikan noch? Christoph Brech zählte zu den 250 Künstlern, die Papst Benedikt am 21.11.2009 in die Sixtinische Kapelle

eingeladen hatte. Dieses Ereignis ist in den vier Bildern im Speisesaal der Akademie präsent und spannt einen Bogen zwischen Intentionen von Papst Benedikt und Florian Schuller. Benedikt wollte mit seiner Initiative an die wegweisende Rede seines Vorgängers Johannes Paul II. anknüpfen, die dieser im Herkulesaal der Münchner Residenz gehalten hatte und in der er Künstler und Publizisten zum „authentischen Dienst an der Wahrheit und am Menschen“ aufgefordert hatte. Christoph ist Benedikts Aufforderung zur Zusammenarbeit von Künstlern und Kirche unmittelbar gefolgt, hat ein genuines Projekt mit den Vatikanischen Museen entwickelt und hier drei Jahre über Licht, Kunst und die Rezeption der Werke durch die Menschen kontem- pliert. Eines der Bilder in der hiesigen Ausstellung entstammt diesem Projekt. Vom höchsten Punkt des Mons Vaticanus, der nach einer kürzlich erfolgten Restaurierung heute schon anders aussieht als auf Brechs Bild, blickt man hinüber auf die Peterskuppel, mit der Bramante das Pantheon auf das Templum Pacis, den vermeintlichen antiken Friedenstempel, setzen wollte.

### IV.

Das Pantheon ist vielleicht der eindrucksvollste Bau Roms. Seine Proportionen sind aus der Kugel entwickelt, die nur zur Hälfte in seiner Kuppel sichtbar wird – und das auch nur im Innern. Mit seiner korinthischen Ordnung und dem mächtigen Bronzeportal ist es der Inbegriff der Antike. Alle Kuppeln des Abendlandes scheinen von hier inspiriert.

*Das Licht wandelt sich derweil stetig, und selbst die Photographie kann es nicht festhalten, sondern sich nur daran inspirieren.*

Kaiser Hadrian hatte das Pantheon als paganen Tempel errichtet. Papst Bonifaz IV. weihte es im Jahre 609 als christliche Kirche, wo als Hauptreliquie das Schweiß- tuch der Veronika verehrt wurde, als das Allerheiligentest noch ein Frühlingsfest war. Als Bonifaz den fensterlosen Raum betrat, hätten die heidnischen Dämonen keinen anderen Ausweg gewusst, als durch den Kuppel- schein zu flüchten. Dabei hätten sie einen Oculus, das Auge, an dieser zentralen Stelle, an der normalerweise der Schlussstein jedes Gewölbe hält, eingebrochen und seien mit dem grossen bronzenen Pinienzapfen, der das Gebäude außen bekrönt habe, wie mit einem Sektorkorken bis ins Atrium vor St. Peter geflogen. So dramatisch schildern es die mittelalterlichen Legenden, die Mirabilia Urbis Romae, um sich das Continuum dieses suggestiven Raumes mit dem Loch an der entscheidenden Stelle zu vergegenwärtigen und begreifbar zu machen.

Keines der Bilder von Christoph Brech zeigt dieses Auge, und doch empfangen alle seine Pantheon-Bilder von diesem Oculus ihr subtiles Licht, gleichgültig welche willkürlich eingebauten elektrischen Lichtquellen sonst damit in Kontrast treten und in diesen Lichtfluss einbrechen. Nur das Licht des Auges im Zenit erzeugt die Reihe von Schatten auf den ohnehin schon dunklen Bronzetüren und ruft das Spiel der kleinen Schmuckelemente hervor. Dasselbe Tageslicht, das sich durch das Auge ergießt und das draußen vor der Tür gleißend alles umgibt, ist im Innern gewandelt und hat eine eigene Konnotation.



Sr. Dr. Teresa Spika OSB vom Münchner Kloster Venio und Wissenschaftliche Referentin im RPZ Bayern, im Gespräch mit Msgr. Rainer Boeck, Münchner Diözesanbeauftragter für Flucht, Asyl und Integration.

So sehr das Licht des Auges den Innenraum verzaubert, so surreal ist der Punkt außen, oben, auf der Kuppel, neben dem offenen Oculus. Da die Wölbung der Kuppel unter dem Rand zurückweicht, entsteht für den, der an die Öffnung tritt, ein Gefühl wie beim Fliegen. An diesem Punkt kann nur stehen, wer vollkommen frei von Höhenangst ist. Hier spielt eine weitere der vielen römischen Geschichten, die zumindest seit 1802 erzählt wird, aber vielleicht gar keine Legende ist, sondern sich wirklich zugetragen haben mag. Es heißt, dass Kaiser Karl V., als er 1536 nach seinem Tunis-Feldzug Rom besuchte, eben diesen Punkt des Pantheon habe besteigen und durch das Auge in den Innenraum schauen wollen. Dem Sohn des Pantheon-Aufsehers sei die Ehre zuteil geworden, den Kaiser zu begleiten. Als der Vater hinterher seinen Sohn fragt, wie der Besuch gewesen sei, habe dieser dem Vater geantwortet: „Weißt Du, Vater, als ich dort oben mit dem Mann stand, der den fürchterlichen Sacco di Roma und die grauenvolle Plünderung der Stadt durch die Landsknechte über uns gebracht hat, kam in mir das Verlangen auf, ihn in das Loch hinabzustoßen. Darauf habe der Vater zu seinem Sohn gesagt: „Mein Sohn, so etwas sagt man nicht, so etwas tut man!“ Denn er wusste, dass schon der Gedanke an einen Tyrannenmord genauso tödlich sein kann wie eine solche Tat selbst.

In dieser Episode manifestiert sich für mich Majestät, und sie hat mir immer meinen absoluten Respekt für Karl V., einen der Protagonisten der größten Umbrüche der Weltgeschichte, abverlangt. Er konnte die Situation an diesem einzigartigen Ort nicht vorhersehen, bevor er nicht dort gestanden hatte, und er konnte nicht ahnen, welches Gefühl ihn an dieser Stelle befallen würde. Als er mit dem halbwüchsigen Jungen hier oben ankam, konnte er sich nicht auf den Bauch legen und über den Rand des Oculus lugen, wie man das als Archäologe oder Kunsthistoriker oder auch als Photograph tun kann. Wenn der Kaiser Angst hatte, hatte er keine andere Wahl, als sie zu überwinden und stehend in den über 40 m tiefen Abgrund zu schauen. Der Junge war ihm nicht gewogen, er hätte das Ansehen des Kaisers sofort preisgegeben. Er war nur eine doppelte Gefahr für den Herrscher, sowohl für sein Leben als auch für sein Ansehen. Nur das Individuum Karls konnte hier die Institution des Kaisers befreien.



Anlässlich der Verabschiedung des Akademiendirektors wurde die Fotoausstellung „Rom im Auge des Pantheon“ von Christoph Brech – hier führt der Künstler eine Gruppe durch die Schau – in der Akademie eröffnet.

Die Persönlichkeit Karls offenbart in dieser Situation einerseits Selbstbewusstsein, ohne das er die Situation nicht meistern konnte, und andererseits Demut, indem er sich einem Jungen anvertraute und nicht ein Event seines Protokolls und seines Hofstaates inszenieren ließ. Letztendlich sind es aber seine Achtung vor dem Ort, seine Kultur und seine Fähigkeit, sich faszinieren zu lassen, aus der er seine Haltung bezieht. Das Selbstbewusstsein erwächst aus der Demut. Seine Persönlichkeit, nicht seine Medienerscheinung macht ihn als Kaiser glaubhaft. In jeder Betrachtung des Pantheon, künstlerisch oder wissenschaftlich, schwingt diese Tradition mit.

#### V.

Christoph Brech hat solche Gedanken in seiner Beschäftigung mit Giordano Bruno auf dem römischen Campo dei Fiori, dem Ort seines Martyriums, wo die Inquisition Bruno im Jahre 1600 verbrannt hat, ein weiteres Mal auf den Punkt gebracht. Die Bronzestatue des Priesters, Philosophen, Wissenschaftlers und Schriftstellers ragt über großen,

wallenden Schirmen, die gegen Sonne wie gegen Regen schützen sollen, unter einem trüben Himmel vor dem Palazzo della Cancelleria, dem Palast des päpstlichen Kanzlers, empor. Drei geschlossene Schirme wirken wie Berliner Schutzleute oder Gestapo in Trenchcoats, die den Ketzer beschatten. Der Kontrast zwischen dem Ewigen und dem Ephemeren scheint den Widerruf der Inquisition durch Papst Johannes Paul II. zu suggerieren, der im Jahre 2000 die Hinrichtung Brunos für Unrecht erklärt hat.

Wir verdanken dem Christentum unter anderem die abendländische Kunst. Christoph Brech gehört zu den christlichen Künstlern, die diese Tradition fortsetzen. Im Augenblick arbeitet er an einem Kirchenfenster, das aus den Röntgenplatten der Lungen von Gläubigen aus der Gemeinde komponiert ist, durch die sie also atmet und über den Tod dieser Menschen hinaus atmen wird. Brech spinnt in diesem Fenster den Faden seiner Reflexionen über vereinendes Licht und den Beitrag des Einzelnen, gleich welchen Standes, in der Gesellschaft weiter.

Brechs Photos sind digitale Bilder, die einem binären Code unterliegen. Wir haben bisher kein konservatorisches Konzept, mit dem wir in dieser Technik ausgeführte Werke dauerhaft erhalten können. Unsere Gesellschaft polarisiert sich kontinuierlich, sie gleicht ihre Logik dem binären Prinzip von Strom und kein Strom des Computers an, als ob die Digitalisierung unser Denken und Fühlen strukturierte. Das Licht in den digitalen Photos von Christoph Brech führt vor, dass das Spektrum mit all seinen Nuancen keineswegs aufgegeben werden muss. Das Gleiche gilt für Schwarz und Weiß genauso mit den ungezählten Schattierungen dazwischen. Kontinuität oder Brüche sind nicht entscheidend, sondern die individuelle Ästhetik der Relation. Die Rolle der Schönheit zu erhalten, ihre Herausforderung durch Kunst und Wissenschaft weiter zu öffnen und die Vielfalt der Möglichkeiten zu nutzen und nicht einzuschränken, fordern uns die Bilder von Christoph Brech in der Akademie von Florian Schuller auf. Kompetenz erfordert Demut, um sie mit Selbstbewusstsein einsetzen zu können. □



Der Münchner Weihbischof Dr. Bernhard Haßberger (re.) wurde begleitet von Dr. Armin Wouters, dem Leiter der Stabsstelle Kommunikation im erzbischöflichen Ordinariat.



Sehr freundschaftliche Begrüßung: Kardinal Marx und Theo Waigel.

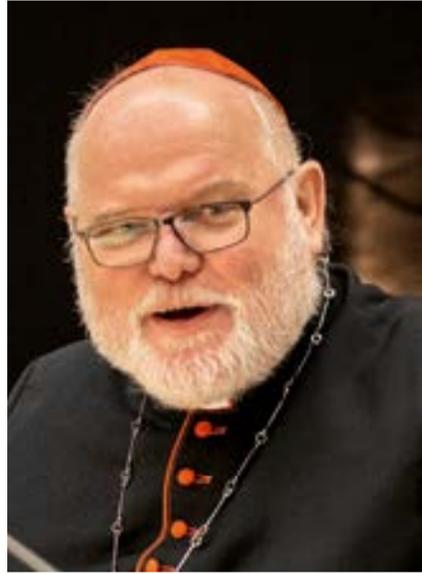
# Grußwort zur Verabschiedung von Akademiedirektor Dr. Florian Schuller

Reinhard Kardinal Marx

Lieber Monsignore Schuller, meine sehr verehrten Damen und Herren, mein Beitrag wird als Grußwort qualifiziert; man wollte es offensichtlich absetzen von den beiden Vorreden, die eher Beiträge sind. Ich weiß nicht, ob das geplant war, oder ob man meint, der Erzbischof solle sich da doch im Inhaltlichen etwas beschränken – was er meistens nicht tut. Das Grußwort ist ja auch deswegen hier angeführt, um ein Wort des Dankes zu sagen. Ich will keinen inhaltlichen Beitrag geben wie meine beiden Vorredner, die ich natürlich unglaublich gerne weiter kommentieren würde, aber das bleibt mir versagt – vielleicht später. Sondern ich will noch einmal auf die Persönlichkeit schauen und ein herzliches Wort des Dankes sagen, ein Vergelt's Gott für diese 18 Jahre, auch im Namen aller bayerischen Bischöfe.

Ich bin ja selbst einige Jahre Akademiedirektor gewesen, war auch im Kontakt mit Ihrem Vorgänger, und für uns war schon damals die Katholische Akademie in Bayern das Flaggschiff der gesamten Akademieszene. Einer meiner Nachfolger in der Kommende in Dortmund ist ja hier, wie ich gerade sehe. Wir haben mit großer Bewunderung auf diese Katholische Akademie geschaut, und als ich Erzbischof von München und Freising wurde, war es nicht die geringste Freude, auch in Kontakt zu kommen mit der Katholischen Akademie. Nicht nur mit den vielen anderen Herausforderungen des Erzbistums, den schönen Landschaften, den vielen Kirchen, den faszinierenden Begegnungen, der Neugierde auf Bayern – all das war natürlich auch lebendig; aber die Katholische Akademie war für mich ein Begriff, nicht nur durch die Zeitschrift „zur Debatte“, die ich mit großer Neugierde jedes Mal sehr intensiv gelesen habe, sondern auch durch die Begegnungen hier.

Deswegen möchte ich ein sehr, sehr herzliches Dankeschön sagen, ein



Reinhard Kardinal Marx, Protektor der Katholischen Akademie Bayern, verabschiedete Florian Schuller.

Vergelt's Gott. Es war mir in den zehn Jahren, in denen wir zusammengewirkt haben, nicht so oft möglich, all das an Angeboten in Anspruch zu nehmen, was hier möglich wird. Aber Msgr. Schuller gehört zu denen, die – so wurde es ja eben auch schon von der Akademieleitung gesagt – die Kompetenzen anderer gut entdecken können, und so hat er sich sehr schnell auf den neuen Erzbischof eingestellt und ihn gelockt mit sozialetischen Themen, den Diskussionen über die Enzyklika *Laudato si'* oder ähnlichen Perspektiven, die mich angesprochen haben. Aber mein Interesse ist natürlich auf das ganze breite Feld gerichtet, das hier in der Akademie angeboten wurde und wird.

Ich konnte dem nicht immer nachkommen, einfach als Teilnehmer dazusitzen und nicht irgendetwas zu sagen, sondern einfach einmal zu hören und sich fortzubilden, weiterzubilden, zu diskutieren.

Wenn man auf Florian Schuller schaut – das kam mir jetzt in diesen Tagen noch einmal so in den Blick –, dann sieht man doch auf eine im guten Sinne sehr klassische priesterliche Biographie, die hoffentlich auch in Zukunft noch da sein wird; wir fragen uns das manchmal. Aus einer Familie, die bildungsgeprägt war, in Augsburg, kam er sofort zum Humanistischen Gymnasium. Damals gab es das noch, in voller Form, mit Griechisch und Latein, und Hebräisch wahrscheinlich auch ein bisschen. Dann ging es sofort nach Rom an die Gregoriana, zum *Germanicum*. Dann das Lizentiat in Philosophie, in Theologie; mit einer Spannweite von Johann Gottlieb Fichte bis Wolfhart Pannenberg. Dann eine Promotion über einen Theologen, den ich nicht kenne (Fritz Buri, Schweizer reformierter Theologe, 1907-1995). Aber jedenfalls eine Bandbreite, die doch beeindruckend ist.

Eben wurde schon angedeutet: das gilt auch für seine pastorale Tätigkeit. Die ganze Spannweite von Pfarrseelsorge, Hochschuleseelsorge, Erwachsenenbildung, Pfarreiarbeit und eben wissenschaftliche Arbeit, Weiterbildungsarbeit. Das ist schon eine beeindruckende Möglichkeit, die im Raum der Kirche geboten wird. Ich arbeite dafür, und wir alle sollten uns bemühen, dass es diesen Raum weiter gibt, in dem sich solche Biographien entfalten können, die auch zurecht von meinen beiden Vorrednern gewürdigt wurden. Im Raum der Kirche entfaltet sich Leben, Denken, Fühlen, Nachdenken, Kunst. All das kann man an der Person Florian Schuller, an seiner Biographie gut nachlesen.

Das ist ein erster Blick auf diese Person, die eine große Spannweite – gerade heute sage ich es – priesterlichen Wirkens deutlich macht, in überzeugender Weise, und das ist etwas, was bei den Menschen nicht nur ankommt, sondern was aufgenommen wird – auch das wurde eben schon gesagt –, was glaubwürdig ist als Zeugnis, durch die ganze Bandbreite des pastoralen Wirkens, in der intellektuellen Herausforderung und in der seelsorglichen Herausforderung. Das spürt man bei Ihnen.

Ein zweiter Blick auf die Akademie: 18 Jahre – das ist eine Ära, wie man so schön sagt, und hier stimmt es wirklich. Weil ich selbst Akademiedirektor war, natürlich nicht in dieser „premium league“ wie die Katholische Akademie in Bayern, aber doch auch in demütigem Selbstbewusstsein aktiv, würde ich einmal sagen, mit unseren Themen in Dortmund (was von München aus natürlich so ungefähr Sibirien ist oder etwas weiter weg, fußballtechnisch sowie so eine etwas prekäre Landschaft). Aber was mir immer wichtig war, auch gerade beim Treffen der Akademieleiter: Die Akademie, auch damals von der Gründung her, Karl Forster und Kardinal Wendel stehen ja hier am Anfang, und mein Vorgänger auch, der das 25 Jahre begleitet hat, verkörpert das Zeichen, dass die Kirche vernetzt sein muss mit der Welt.

*Im Raum der Kirche entfaltet sich Leben, Denken, Fühlen, Nachdenken, Kunst.*

Der Dialog mit der Welt, der auch in die Kirche selbst hinein wirken muss, ist nicht nur ein Dialog in dem Sinne, dass wir anderen etwas zu sagen haben, sondern wir lernen von der Welt, wie es „Gaudium et spes“ sagt. Wie oft habe ich das unterstrichen, und wie oft muss man es unterstreichen, auch in der aktuellen Situation. Wir müssen von der Welt lernen! Wir haben nicht alles, sondern das war eine große Erkenntnis gerade des Konzils: Wir brauchen die andere und den anderen. Es gibt keine Identität als Person und als Gesellschaft und als Kirche ohne die anderen und den anderen und das andere, und zwar in der Anerkennung des anderen als anderen, nicht in der Assimilierung des anderen für mich. Das ist eine große Herausforderung für die Gesellschaft, aber auch für die Kirche, das zu sehen, zu begreifen und wirklich in einen Dialog einzutreten, in einen lernenden Dialog.

Deswegen ist für mich auch in der Zukunft – das sage ich auch im Namen der Freisinger Bischofskonferenz – der Wunsch, dass die Akademie auch in Zukunft ein solch lebendiger Ort des Dialogs, des Austauschs mit den Wissenschaften, mit der Politik, mit der Kunst, mit der Kultur, mit dem Nachdenken ist,



Vertraten Regensburg: die Publizistin Angelika Weber und Prof. Dr. Sigmund Bonk, Direktor des Akademischen Forums Albertus Magnus, ebenfalls ein geschätzter Kooperationspartner der Katholischen Akademie.



Nutzten den Abend für einen Gedankenaustausch: Theo Waigel, Rechtsanwalt Dr. Paul Siebertz vom Verein der Freunde und Gönner, und Prof. Dr.

Heinrich Oberreuter, der langjährige Direktor der Akademie für Politische Bildung und jetzt Redaktionsleiter des Staatslexikons (v.l.n.r.).

und zurückwirkt auch in die Kirche selbst hinein. Das ist ein entscheidender Punkt für die Identität der Kirche und für ihren Weg in die Zukunft, auch wenn es manchmal der Kirche selbst oder dem, was manche tun wollen, weh tut. Die Auseinandersetzung mit der Welt und die Auseinandersetzung in der Kirche sind nicht immer sanft. Aber wir brauchen die Auseinandersetzung, wir brauchen einen echten Geist des Dialogs, der den anderen ernstnimmt und vom anderen lernen will. Eine nur narzisstische Kirche, wie es Papst Franziskus so schön sagt, eine sich um sich selbst drehende Theologie, die vielleicht faszinierend spekulativ ist, aber niemandem etwas zu sagen hat, ist keine Perspektive, die die Kirche in die Zukunft führt. Deswegen ist es wichtig, dass wir Akademien haben.

Sie haben das in der ganzen Bandbreite getan. Die Akademieleitung hat das eben schon gesagt; ich will das nicht wiederholen. Da sind so viele neue Dinge entstanden; ich habe das immer wieder verfolgt, als ich noch nicht in München war, habe immer genau hingeschaut auf die Programme, habe immer geschaut, wen haben Sie eingeladen, ist das ein interessanter Mensch, das muss ein interessanter Mensch sein, wenn die Akademie in Bayern ihn eingeladen hat. Da müsste man sich das Buch vielleicht doch anschauen, müsste es sich bestellen und noch einmal nachfassen. Vergelt's Gott dafür, und ich hoffe, dass das sehr gut weitergeht.

### *Eine Katholische Akademie ohne eine Kultur der Feier und des Festes wäre gar nicht denkbar, erst recht nicht in Bayern.*

Das haben Sie auch in der Katholischen Erwachsenenbildung geleistet. Das ist ein großes Feld auch gerade bei uns hier in Bayern, wobei Sie angetrieben haben, dass das ein wichtiges Feld auch des kirchlichen Lebens ist und profiliert bleibt.

Einen dritten Punkt will ich nennen: Monsignore Florian Schuller ist ein unglaublich fleißiger Mensch. Ich kann mir nicht vorstellen, wie man drei Vollzeit-Jobs eigentlich unter einen Hut bekommt. Na, ein bisschen kann ich es mir doch vorstellen... Aber ich kann jedenfalls ahnen, wie anstrengend das ist, und wie viel Disziplin es braucht, zusätzlich Pfarrer zu sein, seit 1992, glaube ich, in der Pfarrei, und das haben Sie auch nie aufgegeben. Es war Ihnen immer wichtig, am Sonntag mit der Gemeinde Eucharistie zu feiern und auch die anderen seelsorglichen Herausforderungen genauso wichtig zu nehmen. Der Erstkommunionunterricht hat dieselbe Bedeutung, letztlich, wie ein Gespräch mit Jürgen Habermas und Kardinal Ratzinger. Das ist etwas, was wirklich von großem Fleiß und von großer Disziplin zeugt: die Erwachsenenbildung, die Akademie und Pfarrer zu sein.

Und natürlich die Vernetzung. Vernetzung ist das positive Wort; es gibt ja andere Worte. Sie haben ja eben sogar von Mafia gesprochen, oder Klüngel, oder was man alles so kennt. Aber das ist nicht gemeint. Das ist ein großer Unterschied. Vernetzung bedeutet: nicht den anderen zu benutzen für sich, sondern wirklich interessiert sein am anderen, und sich verbinden mit vielen, und zwar mit dem Element der Freundschaft, worauf Aristoteles ja auch hinweist. Dieses Element der Freundschaft war mir gerade im Reformationsgedenken 2017 besonders wichtig. Ohne Freundschaft gibt es keine Verbindung und kein Verstehen

zwischen Menschen. Freundschaft heißt, dem anderen wohl gesinnt sein, ihn annehmen. Nur wer diese Fähigkeit aufbringt, wer diese Fähigkeit in sich wachruft, kann wirklich Vernetzung herstellen in alle Gebiete hinein, der Wissenschaft, der Institutionen dieser Stadt, der kirchlichen Einrichtungen. Es ist ein ganz starkes Netzwerk entstanden für diese Akademie, auch durch Ihre Fähigkeit zur Kooperation.

Und die Fähigkeit zum Fest: Wir wollen das nicht unterschätzen. Eine Katholische Akademie ohne eine Kultur der Feier und des Festes wäre gar nicht denkbar, erst recht nicht in Bayern: die Maifeste, die Nachbarschaftsfeste, die ich für einige Jahre verhindert habe, weil ich hier gewohnt habe. Aber dafür habe ich eben als Nachbar die Freundschaft der Akademie kennen gelernt, und es war für mich eine schöne Ehrung, als ich das Freundeszeichen der Akademie bekam, ein Freundeszeichen eben, als ich die Nachbarschaft hier – manchmal denke ich, leider, leider – verlassen habe, mit dem schönen Garten und der Anbindung an diese schöne Kommunität und die Möglichkeit, mal eben eine Ausstellung anzuschauen und nicht erst in die Straßenbahn oder ins Auto zu steigen. All das habe ich jetzt nicht mehr. Insofern war das Freundeszeichen für mich auch eine Bestätigung. Diese Fähigkeit zum Fest, zur Freundschaft, zur guten Nachbarschaft, die Sie gepflegt haben hier in Schwabing, hat der Akademie und hat der Kirche gut getan.

Sie sind ein überzeugender Priester mit einer positiven Ausstrahlung, mit demütigem Selbstbewusstsein. Das wurde ja gerade noch einmal betont. Das schönste Bild von Karl V. hängt ja bei uns in München, wie Sie wissen, Herr Nesselrath. Ich habe einmal in meinen ersten Jahren in München einen Abendspaziergang durch die Alte Pinakothek gemacht mit dem damaligen Generaldirektor der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen Professor Dr. Reinhold Baumstark. Dann habe ich ihm gesagt, ein Bild möchte ich jetzt sehen: Karl V. von Tizian. Wir haben lange vor diesem Bild gestanden, das von einer gewissen Melancholie umweht ist. Man sieht die Krankheit ein wenig, aber das Selbstbewusstsein ist da. Ein demütiges Selbstbewusstsein leuchtet in diesem Bild von Tizian, das mir eines der wichtigsten Bilder geworden ist. Aber jetzt fange ich schon an, wieder tiefer hineinzugehen in eine Kommentierung der Vorredner...

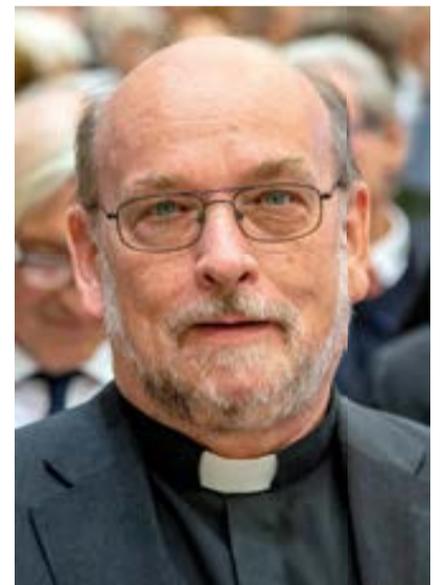
Demütiges Selbstbewusstsein, das bedeutet auch Blicken auf Demut. Demut ist ein Schlüsselwort. Gibt es eigentlich selbstbewusste Demut? Ich glaube, das ist etwas ganz anderes. Aber schauen wir einmal auf das Wort demütig. Das ist für die alte Kirche „humilitas“, sich auf die Erde legen, auf den Boden legen. Es gibt eine wunderschöne Schriftstelle von Augustinus, wo – er ist ja ein Intellektueller gewesen durch und durch – man ihn am Schreibtisch sieht, wie er die Briefe beantwortet aus der ganzen lateinischen Welt und der griechischen Welt zum Teil. Er konnte ja nicht so ganz gut griechisch, aber ein bisschen schon. Da schreibt ihm ein Student: Was ist das Christentum? Und man merkt, dem Intellektuellen ist das eigentlich lästig, auf so eine Frage zu antworten – er hat so viel zu tun -, bis er dann endlich anfängt. Man sieht, wie er den Brief langsam beginnt: So, du fragst mich, was ist das Wichtigste am Christentum. Ich antworte: „humilitas“, Demut. Du fragst mich noch einmal, ich antworte: „humilitas“. Du fragst mich immer wieder, immer wieder, immer wieder, und immer wieder antworte ich: „humilitas“, Demut. Denn als ich begriffen habe, dass Gott der Unbegreifliche in Jesus von Nazareth in Demut auf mich zugekommen ist, da bin ich Christ geworden.



*Ebenfalls Mitglieder der Akademieleitung: Professor Werner Weidenfeld und Dr. Hildegard Kronawitter ...*



*... Dr.-Ing. Wolfgang Schirmer ...*



*... Prälat Lorenz Wolf, Leiter des Katholischen Büros ...*

Der schöne Satz von Willi Lambert, dem Jesuiten, der immer wieder in spiritueller Literatur zitiert wird, gilt auch hier: „Gott umarmt uns durch die Wirklichkeit“. Demut bedeutet, sich auf die Wirklichkeit einlassen, auf die Wirklichkeit, die eben von unten kommt, auf uns zukommt. Die Menschwerdung Gottes bedeutet, Gott hat sich mit dieser Wirklichkeit verbunden, in Demut. Das gilt auch für die aktuellen Herausforderungen der Kirche. Gott umarmt uns durch die Wirklichkeit, und wir müssen hinschauen lernen, sehen lernen, mit den Augen, die uns demütig leiten, aber hinschauen. Und das, denke ich, hat Herr Schuller getan, oder mitgeholfen dazu, und dafür bin ich außerordentlich dankbar. Ich kann mir noch gar nicht vorstellen, wie es hier ohne Sie weitergeht, aber es wird weitergehen; und wir werden gleich etwas hören, wie es weitergehen kann. Aber mir ist ganz, ganz wichtig, in Ihrer aller Namen, denke ich, ein herzliches Vergelt's Gott für diese 18 Jahre zu sagen. Danke schön!

Das Grußwort wurde frei gesprochen und für die Veröffentlichung sprachlich bearbeitet. □



*... und Prof. Dr. Johann Wittmann.*

# Florian Schuller zu seinem Abschied am 2. Oktober 2018

Ja, liebe Mitmenschen, so will ich Sie alle ohne Formalitäten miteinander anreden,

## I.

„partirà, la nave partirà“, das Schiff sticht in See, wie Sergio Endrigo in einem meiner Lieblingslieder aus vergangenen Zeiten gesungen hat. Sie haben den Song „L' arca di Noe“ eben gehört – im Original der Premiere beim Festival San Remo 1970.

„Dove arriverà, questo non si sa“ – Wo es landen wird, weiß niemand. Das Schiff dieser Akademie, das neu in See sticht, mein Lebensschiff, das einen anderen Kurs nimmt als den bisherigen, Ihr Lebensschiff – all das in unseren Jahren einer digitalisierten Welt, deren bisher gewohnte und selbstverständliche Natur durch Technik so radikal zu neuen Wirklichkeiten konstruiert wird, wie es sich Sergio Endrigo 1970 wohl gar nicht vorstellen konnte, der damals schon starke Bilder gefunden hatte: „un volo di gabbiani telecomandati“: ferngesteuerte Möwen; ein Stier am Strand, „e il suo corpo perde kerosene“, sein Herz verströmt Benzin.

Und wer von uns hat noch nicht den lauten oder auch nur inneren Ruf ausgestoßen: „che fatica essere uomini“ – wie mühsam ist es bei all dem, wirklich ein Mensch zu sein. Deshalb braucht jeder mit anderen zusammen so etwas wie eine rettende Arche: „il cane, il gatto, io e te“, der Hund, die Katze, ich und du.

## II.

Damit aber bin ich schon mitten im Thema meiner Abschiedsrede. Denn was ist eine katholische Akademie Anderes – ich hoffe, die anwesenden Akademiendirektoren stimmen dem zu – als angesichts der Mühe, wirklich Mensch zu sein, eine „arca di Noe“, die immer neu aufbricht, inmitten der Chaosfluten des Lebens, und wo sie jeweils landen



Florian Schuller bedankte sich bei den 750 Menschen, die zu seiner letzten Veranstaltung gekommen waren.

wird mit ihren Dialogen und Diskursen, das bleibt offen, vorausgesetzt, die Dialoge und Diskurse sind ernst gemeint.

Wenn ich jetzt also zurückschaue auf 18 Jahre in der Arche Katholische Akademie Bayern, mit Dir und mir und Euch und Ihnen, allerdings meistens ohne cane oder gatto, ohne Hund und Katze, aber doch mit vielen, sit venia verbo, mit vielen bunten Hunden, bzw. würdigen Vertretern aus dem Zoo des lieben Gottes, dann setzen sich zwei Eindrücke fest. Die kommen aus unterschiedlichen Richtungen, von der inhaltlichen Arbeit der Akademie her, und von deren satzungsgemäßen Struktur. Oder, um im Bild der Arche zu bleiben: von den Wassern, auf denen sie unterwegs war, mit denen sie gewaschen wurde, die sie durchpflügt hat,

und vom Bauplan, der sie so hochseetauglich gemacht hat.

## III.

1784 hatte auf die öffentlich gestellte Preisfrage „Was ist Aufklärung?“ nicht nur Immanuel Kant geantwortet – mit der Definition, die wir alle kennen vom „Ausgang aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit“ – sondern einige Monate vorher auch schon Moses Mendelssohn, einer der führenden Köpfe der jüdischen Aufklärung im 18. Jahrhundert. In seinem Aufsatz steht der programmatische Satz: „Bildung zerfällt in Kultur und Aufklärung.“

Genau diese Definition trifft ziemlich gut, was mir und uns wichtig war und wichtig bleibt für die Bildungsaufgabe der Akademie: Kultur und Aufklärung.

„Aufklärung“ als kritisches, immer neues und individuelles Nachfragen, das als vernünftig-intellektuelles nicht irgendwo haltmachen kann, aber zugleich weiß, dass es sich nicht absolut setzen darf, dass die Dialektik der Aufklärung gerade auch für die Aufklärung in der Religion und im Glauben unverzichtbar bleibt.

Und „Kultur“ als Gesamtheit des religiösen und kulturellen Erbes, aus dem wir leben, und als die zeitgenössische geistig-geistliche Landschaft, in der wir leben inmitten unserer christlichen und nichtchristlichen Zeitgenossinnen und Zeitgenossen.

Allen, die in den vergangenen Jahren unseren Bildungsweg in Aufklärung und Kultur mitemöglicht, mitgestaltet haben, ihn mitgegangen sind, bin ich bleibend für immer dankbar. Zunächst und vor allem geht der Dank an die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bei uns im Haus; namentlich kann ich sie gar nicht alle aufzählen: die Studienleiter, die die Tagungen und Veranstaltungen stets mit Herzblut und viel Gehirnschmalz vorbereitet und durchgeführt haben; unsere PR-Arbeit in Print und für Radio, Fernsehen, die Sozialen Medien; die Küche, die wesentlich mit für den hervorragenden Ruf des Hauses sorgt; die Damen der Hauswirtschaft, die verantwortlich waren und sind, dass man sich wirklich wohl fühlt bei uns, und für die Service kein bloßes Wort ist; die Verantwortlichen unseres Hotelbetriebs – der ist wirklich ein Geheimtipp hier in München und wird in Zukunft zur Sicherung unserer finanziellen Basis noch

wichtiger werden; damit verbunden alle Hauptamtlichen und Vertretungen an der Rezeption, bei Tag und Nacht; die fünf Geschäftsführer, unter denen ich tätig sein durfte und die mir wirklich viel Arbeit in Finanzen, Personal, Organisation abgenommen haben; die Damen in den Büros, bei der Verwaltung und der Sachbearbeitung, die dafür sorgen, dass alles nur so flutscht, das Geld an die entsprechende Stelle kommt, die richtigen Texte und Briefe geschrieben und keine Termine versäumt werden, keine Anmeldung verloren geht und bei der Tagungskasse schon der Geist des Hauses einem entgegenstrahlt; jene, die vor allem im Bereich der Landesstelle der Katholischen Erwachsenenbildung Bayern arbeiten; die Verantwortlichen in Hausmeisterei und Garten, Technik, IT und Bauwesen; dass wir nämlich eine der Vorzeiginstitutionen der Kirche in Sachen Nachhaltigkeit geworden sind, ist ein ganz besonderes Merkmal geworden, auf das wir wirklich stolz sind, und das uns allerdings auch verpflichtet, den eingeschlagenen Weg klar weiter zu gehen.

Ich denke aber genauso an die 100 Mitglieder unserer drei Beratungsgremien, deren Impulse bei Kritik und Vorschlägen für uns jedes Mal sehr hilfreich waren, weiterführend, erhellend, konstruktiv. Zum Teil haben sie uns über Jahrzehnte hin die Treue gehalten.

Aber was wäre unsere Arbeit ohne die Referenten, die uns die Ehre geben, gerne kommen, die Akademie schätzen, mit ihren Vorträgen neue Perspektiven aufzeigen.

Ich habe in den 18 Jahren so viele faszinierende Persönlichkeiten kennenlernen dürfen – der Horizont wurde geweitet, das Verständnis für viele Fragen vertieft. Jeder Abend war ein Geschenk für mich. Lassen Sie mich wirklich stellvertretend nur eine einzige Persönlichkeit nennen, und zwar deshalb, weil ich genau heute in der Post ein kurzes Dankschreiben und ein Buchgeschenk von ihm vorgefunden haben – von Papst emeritus Benedikt XVI.

Und was täten unsere Referenten ohne interessierte Teilnehmerinnen und Teilnehmer, ohne Sie alle? Deshalb war es mir wichtig, dass diese Abschiedsveranstaltung offen ist für jeden, und nicht nur für einen geschlossenen Kreis. Aber die Konsequenzen dieser Entscheidung müssen nun wir alle tragen. Sie, weil Sie furchtbar eng sitzen, zum Teil in



Im engagierten Austausch: Prof. Dr. Hans Maier (li.) und Alois Glück. Neben vielen anderen Ämtern, die sie innehatten, waren beide Präsidenten des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK).



Verabschiedeten sich persönlich von Florian Schuller: Ludwig Ring-Eifel, Chefredakteur der Katholischen Nachrichtenagentur (li.), und Prof. Dr.

Reinhold Baumstark, der frühere Generaldirektor der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen und immer wieder Referent in der Akademie.

verschiedenen Räumen per Video dabei sind; alle Mitarbeitenden des Hauses, weil die Vorbereitungen entsprechend ungewöhnlich und intensiv waren, und nachher werden vor allem Küche und Service und Ihrer aller Gelassenheit gefordert werden. Mit circa 780 angemeldeten Teilnehmern haben wir eben mal kurz jene Zahl erreicht, die damals bei unserer Bundeskanzlerin Angela Merkel erzielt worden war.

#### V.

Wenn ich so die vielen Themen und Veranstaltungen, die Arbeit unserer Akademie an meinem inneren Auge vorbeiziehen lasse und auch das Lob höre über das, was geleistet wurde, denke ich an Dietrich Bonhoeffer, der einmal gesagt hat: „Man überschätzt leicht das eigene Wirken und Tun in seiner Wichtigkeit gegenüber dem, was man nur durch andere Menschen geworden ist.“

In das Bewusstsein der Dankbarkeit gegenüber vielen anderen Mitmenschen nehme ich auch ganz bewusst meine Familie mit hinein. Meine Mutter konnte über viele Jahre hin hier im Haus trotz Krankheit und Gebrechen des Alters wunderbar mitleben und wurde gleichsam bis zum Ende mitgetragen. Deshalb freue ich mich sehr, dass meine Schwester mit ihrer großen Familie da ist.

#### VI.

Bildung ist „Kultur und Aufklärung“, hatte Moses Mendelsohn gesagt. Dass heute eine solche bewusste Wahrnehmung beileibe nicht selbstverständlich ist, darauf hat der französische emeritierte Erzbischof von Poitiers Albert Rouet hingewiesen: „*L'Église est menacée de devenir une sous-culture.*“ Die Kirche steht in der Gefahr, eine Subkultur zu werden. Schon Papst Paul VI. hatte ja in seinem Apostolischen Schreiben „*Evangelii nuntiandi*“ festgestellt: „Der Bruch zwischen Evangelium und Kultur ist ohne Zweifel das Drama unserer Zeitepoche.“

Was zur Heilung des Bruchs gefordert ist, hat sich für mich im Lauf der Jahre in einem Begriff kristallisiert: „Demütiges Selbstbewusstsein“.

Was über diesem Abend steht, ist also ein Auftrag, keine Zustandsbeschreibung, schon gar nicht von mir. „Demütiges

Selbstbewusstsein“ – das sollte dem heutigen Abend entsprechend nicht erschöpfend behandelt werden, sondern schlaglichtartig mit zwei sehr unterschiedlichen Perspektiven aufscheinen.

Als ich Sie, Herr Patrik Schwarz, eingeladen hatte, und Sie spontan und gerne zusagt hatten, und wir uns dann in einem intensiven Telefonat gemeinsam auf den optimistischen Titel geeinigt hatten. „Konkret und beherzt: die Freude am demütigen Selbstbewusstsein entdecken!“, wussten wir noch nicht, dass sich dieser Abend überschneiden würde mit der Veröffentlichung jener Studie, die unsere Kirche furchtbar belastet.

Sie haben aber den „freundschaftlichen Zuruf von außen“ wunderbar hinbekommen. Ganz herzlichen Dank dafür, und ich hoffe, dieser Zuruf hilft. In der Beilage „Christ und Welt“ der ZEIT, die von Patrik Schwarz mitverantwortet wird, darf übrigens ein Mensch jeweils einen Monat lang Kurator spielen und jede Woche ein Kunstwerk mit einem einzigen Satz vorstellen. Ich hatte die Ehre, diesen September dran zu sein, und habe für die aktuelle Ausgabe unser Altarbild von Jerry Zeniuk hier in der Kapelle ausgewählt: „Victorious“. So finden Sie darin eine Erinnerung an den heutigen Abend.

Herr Professor Nesselrath, auch Ihnen für Ihre Perspektive besonderen Dank. Die Vorstellung der Bilder von Christoph Brech hat noch einmal auf doppelte Weise formuliert, was mir sehr wichtig war und ist beim Akademieprojekt „Kultur und Aufklärung“. Mit Rom wird das große, übermächtige, manchmal erdrückende aber auch ungemein erweiternde Erbe deutlich, auf dem wir als katholische Kirche aufbauen: Das Pantheon, der heidnische Tempel, der zur Kirche Maria Patrona Martyrum wurde, und damit zur Erinnerung an die *Communio Sanctorum*.

Und mit den Photoarbeiten von Christoph Brech, einem jener Künstler, die unserem Haus ganz besonders verbunden sind, wird die zeitgenössische Kunst in diesen Abend hereingeholt. Eine Verpflichtung, der nachzukommen in diesem Haus nicht nur möglich war, sondern die in den 18 Jahren zu immerhin 56 Ausstellungen geführt hat – von hochkarätigen Künstlern bis zu Studierenden an den Akademien in München und Nürnberg.

Aufklärung und Kultur, beide gehören zur glaubenden Praxis und zu deren Bezeugung in unserer Gesellschaft. Der kolumbianische Philosoph Nicolás Gómez Dávila hat in seinen Aphorismen einmal sehr allgemein so formuliert: „Dem christlichen Glauben hat es in den letzten Jahrhunderten an Intelligenz gemangelt und der christlichen Intelligenz an Glauben.“

Dass ich im Auftrag der Kirche mit-helfen durfte, diesen Satz an einem konkreten Ort, mit konkreten Menschen, zu konkreten Themen sicher immer nur bruchstückhaft, aber eben doch zu widerlegen, zu falsifizieren, und damit der christlichen Intelligenz und dem christlichen Glauben zu dienen, war für mich das große Geschenk der Aufgabe hier in der Akademie.

#### VII.

Lassen Sie mich bitte noch nach meinem inhaltlichen Rückblick zu einem zweiten kommen, zu einer Reflexion über die Struktur der Akademie. Die Satzung unserer Akademie aus dem Jahr 1957 halte ich für geradezu genial. In § 3 heißt es kurz und bündig: „Die nachhaltige Verwirklichung des Stiftungszwecks wird durch die bayerischen Diözesen gewährleistet.“ Aber zugleich haben sich die Bischöfe der inhaltlichen Verantwortung enthalten und sie dem Akademiedirektor, bzw. der Akademie im Ganzen übergeben. Ein Akt echten Machtverzichts in der Kirche.

Sehr verehrter Herr Kardinal, wahrscheinlich ahne ich nur, dass diese vornehme Zurückhaltung bei gleichzeitiger Garantie, die Akademie durch alle bayerischen Diözesen „nachhaltig“ – auch ein heute hochmoderner Begriff, den da die Bischöfe bereits vor 61 Jahren gewählt haben – die Akademie nachhaltig in ihrer Existenz zu sichern, dass dieses souveräne Vertrauen durch all die Jahrzehnte und die wechselnden Bischofs-generationen hindurch bestimmt kein Selbstläufer gewesen ist, sondern stets von neuem ins gemeinsame Bewusstsein gehoben werden musste.

Dass Sie, hochverehrter Herr Kardinal Marx, dabei dann immer viel mehr waren, als nur der Erzbischof des in kirchlichem Slang sogenannten „Belegenheitsbistums München und Freising“, nämlich ein echter Freund und Protektor, der selber als früherer Akademiedirektor der Kommende des

Erzbistums Paderborn mit einer besonderen Sensibilität unsere Arbeit begleitet hat, dafür schulden Ihnen ich persönlich und die gesamte Katholische Akademie Bayern ausdrücklichen, intensiven Dank.

Auch Ihre Verabschiedungsrede vorhin hat gezeigt, wie Sie die Akademie wertschätzen.

In den Dank schließe ich bewusst alle anderen bayerischen Bischöfe mit ein, die mir und uns ihr Vertrauen gegeben haben, und alle Generalvikare und Finanzdirektoren. Mit den sieben bayerischen Bischöfen durften wir ja im vergangenen Jahr jeweils einen besonderen Jubiläumsabend gestalten: mit Erzbischof Ludwig Schick aus Bamberg und den Bischöfen damals Friedhelm Hofmann aus Würzburg, Gregor Maria Hanke aus Eichstätt, Rudolf Voderholzer aus Regensburg und Stefan Oster aus Passau.

Besonders dankbar bin ich als Augsburger Diözesanpriester meinem eigenen Ordinarium Konrad Zdarsa, der heute durch unseren Generalvikar Harald Heinrich vertreten wird.

Ich durfte in meiner priesterlichen Laufbahn vor allem drei wunderbare Dienste ausüben: 16 Jahre Studentenfarrer – auch aus meiner KHG sind heute viele gekommen – mit dem einen Jahr beim Cusanuswerk, und 18 Jahre Katholische Akademie Bayern. Zwei Traumaufgaben, wie Sie schöner und erfüllender nicht sein könnten, und dazu gleichzeitig 26 Jahre ein echter Dorfpfarrer. Ein Priesterleben, so schön und erfüllend, dass ich es gar nicht verdient habe.

Meine ersten acht Jahre in der Akademie haben Sie, sehr verehrter Herr Kardinal Wetter, mitgeprägt. Sie hatten mich nach dem Vorschlag der damaligen Akademieleitung ernannt. Ich weiß noch, wie Sie mich zu einem Mittagessen mit Griesnockerlsuppe eingeladen haben, um mich überhaupt einmal kennenzulernen. Und bei der Herbstsitzung 2000 der Freisinger Bischofskonferenz, auf der ich mich vorstellen durfte, gab zwar mein FIAT Uno auf dem Parkplatz vor dem Kardinal Döpfner Haus seinen Geist auf, aber alle anwesenden Ordinarie, das werde ich nie vergessen, empfingen mich ausgesprochen herzlich: der Bamberger Erzbischof Karl Braun, der bis auf den heutigen Tag seine Pontifikalien in einem Koffer transportiert, den er bei meiner Mutter in einem



Herzog Franz von Bayern – hier im Gespräch mit Kardinal Reinhard Marx – ist Mitglied der Akademieleitung.



Edda Huther, Mitglied der Akademieleitung und Vorsitzende des Vereins der Freunde und Gönner, begrüßte Kardinal Friedrich Wetter.



Vertrat das Bistum Würzburg: Domkapitular Clemens Bieber, der Vorsitzende des Caritasverbandes der Diözese Würzburg.



Laudator Patrik Schwarz und Abt Hermann Josef Kugler OPræm von Windberg.



Als Mitglied der Akademieleitung begrüßte Prof. Dr. Carla Schulz-Hoffmann die Gäste.

Augsburger Lederwarengeschäft gekauft hatte; der Eichstätter Walter Mixa, ebenfalls aus meiner Diözese; der Regensburger Manfred Müller, dem ich in Augsburg über viele Jahre hin jeweils am Dienstag und am Donnerstag um 6.25 Uhr vor der Schule bei seiner Messe am Ulrichsaltar unserer Heimatbasilika ministrieren durfte; Bischof Franz Xaver Eder aus Passau, der dann bei jeder Tagung, die wir in Passau durchführten, auch noch in der Zeit seiner Emeritierung engagiert teilgenommen hat; aus Würzburg Paul-Werner Scheele, der uns bis heute verbunden ist; und natürlich mein Augsburger Bischof Viktor Josef Dammertz, der mich nicht nur für diese Tätigkeit freigestellt hat, sondern auch in der ersten nicht ganz leichten Phase meines Dienstes hier sehr unterstützt hat.

Sie, Herr Kardinal Wetter, haben mehrmals ausgeführt, wie Sie den konkreten Gründungsimpuls, den klaren Gründungsauftrag dieser Institution durch Kardinal Wendel als eine fast prophetische Vorwegnahme der Pastoralkonstitution „Gaudium et Spes“ des Zweiten Vatikanums verstanden haben.

Wenn sich unsere Akademie einen guten Ruf auch über Bayern und Deutschland hinaus erarbeitet hat, dann, davon bin ich felsenfest überzeugt, hängt dieser positive Eindruck zunächst und ganz fundamental mit jener genialen Konstruktion zusammen, die die bayerischen Bischöfe vor 61 Jahren gewagt und seitdem beibehalten haben: eine Institution zu schaffen, deren Existenz und Arbeitsmöglichkeiten zu garantieren, und sich gleichzeitig im Vertrauen auf die Verantwortung der Verantwortlichen in dieser Institution selber zurückzunehmen und auf direkte Kontroll- und Einflussmöglichkeiten bewusst zu verzichten. Dadurch ergibt sich kein Chaos, sondern es wird Kreativität freigesetzt und hochengagiertes Handeln.

Wenn ich immer wieder deutschlandweit die Entscheidungen über strukturelle Veränderungen der Seelsorge verfolge, denke ich mir manchmal: da könnte die klar gewollte und verankerte Subsidiarität der Katholischen Akademie Bayern ein wunderbares Beispiel sein – nicht weil wir so toll gearbeitet hätten, sondern weil damals 1957 noch vor dem Konzil in unserer Kirche so souverän gedacht und entschieden wurde.

#### VIII.

So gehe ich mit großer Dankbarkeit. „Partirà, la nave partirà. Dove arriverà, questo non si sa.“ Zwar hat im Juli dieses Jahres Mariss Jansons hier in München seinen Vertrag als Chefdirigent von Chor und Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks bis 2024 verlängert, und tat dies im Alter von jetzt 75 Jahren. Dirigenten und Pianisten spielen allerdings in einer anderen Liga als Normalsterbliche, und dazu habe ich mich an eine Weisheit von Ludwig Wittgenstein erinnert. „Auf seinen Lorbeeren auszuruhen ist so gefährlich, wie auf einer Schneewanderung auszuruhen. Du nickst ein und stirbst im Schlaf.“

Als man Papst Franziskus einmal gefragt hat, warum er sich in seinem Alter noch so sehr aufarbeite, soll er geantwortet haben: „*Gli ultimi anni devono bruciare*“, (Die letzten Jahre müssen brennen). Ich will mich zwar nicht auch nur im geringsten mit dem Papst vergleichen, aber dieser Satz hat mich fasziniert. „*Gli ultimi anni devono bruciare*“. Ich hoffe, die vergangenen Jahre hier in der Akademie haben zumindest ein bisschen gezündet.

Aber jetzt sind neue Impulse dran. Ich freue mich, dass die Akademieleitung nach intensiven und langen Gesprächen dem Herrn Kardinal und den bayerischen Bischöfen einen sehr guten Namen präsentieren konnte, und dass heute verkündet wurde, dass der Herr Kardinal meinen Nachfolger mit Wirkung zum 1. Januar 2019 berufen wird.

Wenn man seine augenblickliche Position bedenkt, kann man nur mit Willy Brandt sagen: „Hier wächst zusammen, was zusammen gehört“. Meine allerbesten Wünsche begleiten Dr. Achim Budde, er möge und er wird die Akademie fortentwickeln, ihr neue Perspektiven eröffnen und sie in eine gute Zukunft führen.

#### IX.

Deshalb geht mein abschließender Dank an die Akademieleitung, an alle ihre Mitglieder, die von heute, aber auch die von früher – für das Vertrauen, die Mitsorge, die Mitverantwortung in großer Offenheit und der steten Bereitschaft, die Akademie mit ihrer speziellen Aufgabe zu fördern und sie in Kirche und Gesellschaft lebendig zu halten.

Königliche Hoheit, wie Sie immer zu sagen pflegen: Ihr Dasein ist Ihre Aufgabe. Ihr Dasein in der Akademie war keine Aufgabe, es war und bleibt sowohl eine ganz große Ehre wie eine unschätzbare Hilfe. Mit Ihnen zusammen gehört Prof. Johann Wittmann, der immer wieder und nicht zuletzt verwaltungsrechtliche Impulse gegeben hat, zur damaligen Akademieleitung, die mich vor 18 Jahren eingestellt hat. Ich hoffe, Sie beide haben den damaligen Entschluss nicht allzu stark bereut. Domdekan Lorenz Wolf war und ist der unentbehrliche und deshalb viel gefragte Kontaktmann zwischen den Bischöfen und der Akademie. Ihm verdanken wir mit am meisten, dass in den vergangenen Jahren stets ein freundschaftliches enges Verhältnis zur Freisinger Bischofskonferenz möglich war. Frau Edda Huther hat nicht nur in den letzten Monaten die Gespräche und Verhandlungen sehr wahrscheinlich, ich war ja selber nicht dabei, mit klarem juristischem Sachverstand vorangebracht. Dazu bildet sie mit Andreas Schmidt von der Bayerischen Börse den gewählten Vorstand des „Vereins der Freunde und Gönner“, und beide konnten in den letzten Monaten eine gewaltige Kuh vom Eis bringen, um die Satzung des Vereins auf juristisch-zeitgemäße Füße zu stellen. Ihre Begrüßung heute Abend, Frau Prof. Schulz-Hoffmann, hat uns spüren lassen, wie groß Ihr Vertrauen und Ihre Wertschätzung sind. Herzlichen Dank dafür. Frau Dr. Hildgard Kronawitter und Dr. Wolfgang Schirmer haben sich besonders auch in unserem neugegründeten Finanzausschuss große Verdienste erworben, in Zeiten schwieriger Anlagemöglichkeiten die finanzielle Basis der Akademie nachhaltig zu sichern, eine fundamental-wichtige Begleitung. Die Professoren Werner Weidenfeld und Michael Sendtner haben Ihre intensiven Kontakte und Erfahrungen aus der Welt der Wissenschaft, der Medizin, der Politik, der Politikberatung immer mit großem Engagement zum Wohl der Akademie eingebracht.

#### X.

Ich will schließen und übernehme mit „demütigem Selbstbewusstsein“ Worte meines Augsburger Mitbürgers Bertolt Brecht. Den hat allerdings ein sehr ausgeprägtes Selbstbewusstsein ausgezeichnet, und seine Lyrik habe ich immer höher geschätzt als seine Dramen. Im Lauf seines Lebens hat nun Bert Brecht mehr als 25 Grabinschriften verfasst, auch solche auf sich selbst.

Aus dem Jahr 1955 stammt ein kurzes Gedicht, das einen für den heutigen Anlass deutlich zu pathetischen Titel trägt, in dem ich mich aber mit meiner augenblicklichen Seelenlage sehr gut wiederfinde. Es trägt den Titel „Ich benötige keinen Grabstein“ und lautet:

„Ich benötige keinen Grabstein,  
aber  
Wenn ihr einen für mich benötigt  
Wünschte ich, es stünde darauf:  
Er hat Vorschläge gemacht. Wir  
Haben sie angenommen.  
Durch eine solche Inschrift wären  
Wir alle geehrt.“

In genau diesem Sinne wünsche ich Ihnen allen mit großer Dankbarkeit: Seien Sie heute und in Zukunft Gott befohlen. Diesen Wunsch uns gegenseitig auszudrücken, dafür lade ich Sie ein, jenes bekannte Abendlied gemeinsam zu singen, das Sie auf der Rückseite des Tagungsheftes finden: „*Nehmt Abschied, Freunde, schließt den Kreis*“. Herr Kapellmeister, geben Sie die Töne vor. □

## Schwabinger Vorträge

# Bundestagspräsident a.D. Norbert Lammert

## In Zusammenarbeit mit dem Rotary Club München-Schwabing

In Kooperation mit dem Rotary Club München-Schwabing lud die Katholische Akademie Bayern den ehemaligen Bundestagspräsidenten Prof. Dr. Norbert Lammert zu den „Schwabinger Vorträgen“ ein. Am 16. Juli 2018

sprach der CDU-Politiker vor rund 300 Gästen zum Thema „Flagge zeigen! Zum Selbstverständnis unseres Staates und zum Selbstbewusstsein unserer Gesellschaft“. Lesen Sie im Anschluss den leicht überarbeiteten Vortrag.

## Flagge zeigen! Zum Selbstverständnis unseres Staates und zum Selbstbewusstsein unserer Gesellschaft

Norbert Lammert

Herzlichen Dank für diese besonders liebenswürdige Begrüßung mit unvollständiger Verlesung meines „Vorstrafenregisters“. Ich bedanke mich sehr für die Einladung, die ich gerne annehmen habe, zumal sie die Gelegenheit bietet, mit Ihnen über ein Thema nachzudenken, das ganz sicher nicht neu ist, aber ebenso sicher nicht überholt ist, und mit dem ich mich selber seit sicher mindestens 20 Jahren beschäftige, in immer wieder neuen und auch immer wieder ähnlichen Konstellationen.

### I.

In Zeiten von Fußballweltmeisterschaften oder Olympischen Spielen klingt die Aufforderung, Flagge zu zeigen, einigermassen überflüssig, beinahe übermütig. Aber es ist wahrscheinlich schon mehr als ein schöner Zufall, dass die erste allgemein so wahrgenommene deutsche Bereitschaft, öffentlich Flagge zu zeigen, im Rahmen einer auf deutschem Boden ausgetragenen Fußballweltmeisterschaft, also 2006, und damit mehr als ein halbes Jahrhundert nach Gründung dieser Republik, stattgefunden hat. Ob und welcher Zusammenhang zwischen dem schnellen Einrollen von Flaggen und dem frühzeitigen Ausscheiden des deutschen Teams bei der gerade abgeschlossenen WM besteht, das will ich jetzt nicht weiter vertiefen. Das Risiko, damit den Vormittag zu verderben, ist mir entschieden zu hoch.

Tatsächlich lässt sich schwerlich bestreiten, und im Übrigen ja auch hinreichend gut erklären, dass die Deutschen ein etwas komplizierteres Verhältnis zu ihrem Land und seiner Geschichte haben, und dass es offenkundig noch am leichtesten fällt, sich auf die Verfassung zu einigen, wobei diese schöne Einigung



Prof. Dr. Norbert Lammert, Präsident  
a. D. des Deutschen Bundestages

alleine, wenn es denn das Einzige ist, worin sich das Selbstverständnis dieses Landes ausdrücken ließe, zugleich wieder ein Indiz für die Verlegenheit wäre, mit der man mit allem anderen umgeht oder nicht umgeht, was auch mit diesem Land und seiner Geschichte und seiner Gegenwart und übrigens nicht zuletzt auch seinen Zukunftsperspektiven zusammenhängt.

Die Diskussion, ob es, und wenn ja, was es in einer Gesellschaft über die Verfassung hinaus an Gemeinsamkeiten und Verbindlichkeiten gibt, geben soll, vielleicht geben muss, hat in Deutschland zum ersten Mal in einer breiteren Weise

in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre stattgefunden, und damit in einem immer noch engen zeitlichen Zusammenhang zur Wiederherstellung der Deutschen Einheit, die dafür ja zweifellos auch einen passenden Anlass geboten hat, einschließlich der schnell zu Ende gebrachten Verfassungsdebatte, aber auch einer ersten größeren Migrationsbewegung, die damals im Zusammenhang mit den Balkankriegen entstanden war und in deren Folge auch eine für deutsche Verhältnisse in jüngerer Vergangenheit erstmals größere Zahl von Menschen aus einem auch kulturell anders geprägten Herkunftsraum nach Deutschland gekommen sind.

Damals ist zum ersten Mal eine Diskussion entstanden, ob über die rechtliche Verfassung einer Gesellschaft hinaus es auch so etwas wie eine kulturelle Verfassung der Gesellschaft gibt, geben kann, geben muss, und ob sich das, was man mit einer solchen über rechtliche Verpflichtungen und Ansprüche hinausgehenden kulturellen Ordnung ausdrückt, formulieren lässt. Und es gibt einen bis heute nicht entschiedenen, aber interessanterweise ständig fortgesetzten Streit, ob es in einer modernen liberalen Gesellschaft eigentlich so etwas wie eine Leitkultur geben könne.

Es gibt, meine Damen und Herren, Begriffe, die zur Verdeutlichung dessen, worum es geht, nur begrenzt geeignet sind, ohne die möglicherweise die Debatte aber gar nicht entstanden wäre, die wir in jedem Fall dringend führen müssen. Der Begriff Leitkultur gehört für mich in genau diese Kategorie: als unmissverständliche Beschreibung dessen, worum es geht, ist der Begriff nur begrenzt geeignet, aber als Reizwort glänzend geeignet, um eine Debatte zu provozieren, die die einen dringend führen und die anderen auf gar keinen Fall führen wollen, die die einen für dringend nötig und die anderen für scheinbar völlig überflüssig erklären.

### II.

Nun möchte ich zu Beginn zunächst einmal eine Klarstellung vortragen, die hoffentlich nicht streitig ist, nämlich die Klarstellung, was mit einem solchen Begriff sicher nicht gemeint sein kann. Jede aufgeklärte Kultur wird sich selbst nicht für die einzige, einzig mögliche, allen anderen überlegene halten können. Anders formuliert, man kann die großen Kulturen der Menschheit, ob bei den Phöniziern angefangen oder den Ägyptern, den Griechen, den Römern, über die Mayas, die Inkas, die Chinesen, bis in die Neuzeit, man kann die großen Kulturen der Menschheit relativ leicht in eine zeitliche Reihenfolge bringen. Sie in eine Rangfolge bringen zu wollen scheint mir ein nicht nur Kühnes, sondern ein hoffnungsloses, auch beinahe widersinniges Anliegen zu sein. Wenn es also überhaupt so etwas gibt wie eine leitende, eine Anspruch oder Geltung beanspruchende Kultur in einer Gesellschaft, dann kann das nicht der Anspruch sein, über die eigene Gesellschaft, das eigene Land hinaus überall und für alle in gleicher Weise zu gelten, sondern für die jeweils eigene Gesellschaft, für das jeweils eigene Land. Jede Kultur, die sich ernst nimmt, ist insoweit eine Leitkultur.

Von Adolf Muschg, einem für diese Art von Diskussion relativ unverdächtigen Zeitgenossen, Schweizer, ein paar Jahre Präsident der Akademie der Künste in Berlin, Träger fast aller bedeutender deutscher Literaturpreise, stammt aus einem ähnlichen Diskussionszusammenhang die schöne Bemerkung: Brauchen wir eine Leitkultur? Antwort: Der Westen braucht keine Leitkultur, er ist eine. Ob ein so scharfsinniger und sensibler Beobachter wie

Adolf Muschg heute mit Blick auf aktuelle Diskussionen im Westen und seinem mindestens in Teilbereichen erodierenden Selbstverständnis noch zu dieser prägnanten Situationsbeschreibung käme – da bin ich mir nicht so sicher – gehört zu den Fragen, die jedenfalls eine intensive Beschäftigung lohnen.

Dass Menschen Orientierungen brauchen, welche auch immer, weil sie Halt brauchen, wenn sie sich im Leben behaupten wollen, um mit den Herausforderungen fertig zu werden, die sie oft absehbar, aber eben auch oft nicht absehbar erreichen, um mit Widerständen fertig zu werden, bei denen man sich an irgendetwas festhalten muss, darüber gibt es keinen ernsthaften Streit. Dass auch ganze Gesellschaften Orientierungen brauchen, gemeinsame Überzeugungen, auch Verbindlichkeiten, um die Unterschiede zu ertragen, die es gibt und die man weder aufgeben will noch soll, müsste eigentlich auf dem Hintergrund dieser Lebenserfahrungen sofort einleuchten. Tatsächlich gelingt aber genau diese Übersetzung im gesamtgesellschaftlichen Dialog nicht. Teilweise erklären viele – und gerade die gleichen Leute, die für sich im privaten Umfeld natürlich solche Orientierungen, auch Verbindlichkeiten, für völlig unverzichtbar halten – dieses als Vorgabe für eine Gesellschaft für disponibel, verzichtbar oder überflüssig.

Ich glaube, dass neben den schon spezifisch deutschen Unsicherheiten, die ich zu Beginn erwähnt habe, auch ein allgemeinerer Reflex eine Rolle spielt – das komplizierte Verhältnis von Freiheit und Bindung. Jeder will frei sein, und die Vorstellung, dass es so etwas wie nicht beliebig auflösbare Bindungen gibt, steht einem solchen spontanen Freiheitsverhältnis irgendwo im Wege. Es limitiert Spielräume. Verdrängt wird allerdings regelmäßig, dass Freiheit Bindungen voraussetzt, ohne die sie sich gar nicht entfalten kann. Und da sind wir vielleicht bei einem der hartnäckigsten Missverständnisse in modernen liberalen Gesellschaften, nämlich die weit verbreitete Erwartung, frei sei eine Gesellschaft nur dann, wenn in ihr über den eigenen Willen hinaus nichts unbedingt gilt. Tatsächlich liberal ist eine Gesellschaft aber nur dann, wenn es in ihr die Einsicht gibt und auch durchgesetzt wird, dass es ein Mindestmaß an Verbindlichkeiten für alle gibt und geben muss. Ja, dass dies die Voraussetzung der Möglichkeit von Freiheit ist. Eine meiner zentralen Überzeugungen ist genau diese Erfahrung, dass eine Gesellschaft die Unterschiede, die es in ihr gibt, nur dann erträgt, wenn es ein Mindestmaß an Gemeinsamkeiten gibt.

Vielleicht wird auch das plastischer und plausibler, wenn man von der abstrakten Ebene gesamtgesellschaftlicher Bezüge, wo wieder jeder gemeint ist und keiner sich gemeint fühlt, auf eine sofort nachvollziehbare lebenspraktische Ebene geht. Ich bin in einer großen Familie aufgewachsen und habe selber eine nach heutigen Verhältnissen wieder relativ große Familie. Da ist mir von Kindesbeinen an die Unterschiedlichkeit von Menschen sehr vertraut, einschließlich des Umstandes, dass selbst unter gleichen, beinahe identischen Lebensverhältnissen die Unterschiede zwischen den lebenden Exemplaren nicht weniger bemerkenswert sind als die Gemeinsamkeiten. Und natürlich ist mir wie den meisten von Ihnen auch bewusst, dass es in ein und derselben Familie keineswegs in allem und jedem einheitliche Vorstellungen, einheitliche Gewohnheiten, einheitliche Erwartungen und Absichten geben muss.

Es müssen nicht alle Frühaufsteher sein, es müssen nicht alle gemeinsam



Foto: akg-images/Jörg Carstensen

Die Bereitschaft vieler Deutscher, öffentlich Flagge zu zeigen, zeigte sich das erste Mal bei der Fußball-Weltmeisterschaft 2006 – hier die Feier in Köln

nach dem knappen Viertelfinalsieg gegen Argentinien – und damit mehr als ein halbes Jahrhundert nach Gründung dieser Republik.

frühstücken, es müssen nicht alle Fußballfans sein oder Krimifans, und die Frage, ob abends dieses oder jenes im Fernsehprogramm geschaut wird, lässt sich inzwischen notfalls auch durch Zweit- und Drittgeräte lösen. Man muss auch nicht jedes Jahr gemeinsam in Urlaub fahren, und die Frage, ob, wenn man gemeinsam in den Urlaub fährt, es dann auf jeden Fall in die Berge oder auf jeden Fall an die See gehen muss, über all das kann es in ein und derselben Familie ausgeprägt unterschiedliche Auffassungen geben. Nur eins ist sicher: Wenn nichts von alledem mehr gemeinsam ist, gibt es die Familie nicht mehr.

Es gibt sie nur noch als Begriff, aber nicht mehr als Lebenswirklichkeit. Ohne ein Mindestmaß an Gemeinsamkeiten hält kein Sozialverband die Unterschiede aus, die es zwischen lebenden Menschen nun einmal gibt, und die das große Versprechen einer liberalen Gesellschaft sind.

### III.

Verfassungen definieren solche Verbindlichkeiten, die der Staat gegenüber der Gesellschaft durchzusetzen hat. Deswegen ist es auf der einen Seite tröstlich, aber, wie wir sehen werden,

eben doch nicht ausreichend, sich jedenfalls auf die Verfassung gemeinsam zu beziehen. Bei genauem Hinsehen bringt jede relevante Rechtsnorm eine kulturell gewachsene und begründete Überzeugung zum Ausdruck, der sie nicht ihre Geltung, wohl aber ihre Plausibilität verdankt. Es gibt keine Rechtsnormen, die vom Himmel fallen. Rechte und Pflichten, da, wo sie kodifiziert werden, in Form von Gesetzen oder gar in Form einer Verfassung, sind, logisch betrachtet, willkürliche Prioritäten, was in einer Gesellschaft erlaubt sein soll und was verboten sein soll, und die Begründung für die Erlaubnis wie für das Verbot ist immer kulturell.

Deswegen hat der Begriff des Verfassungspatriotismus eine ebenso sympathische wie, bei genauem Hinsehen, fragwürdige Dimension. Verfassungspatriotismus ist der scheinbar geniale Ausweg einer selbstreferentiellen Identifikation, die Selbstverständigung über eine Verfassung, die sich aus sich selbst versteht. Verfassungen verstehen sich aber nie aus sich selbst. Sie sind kein Ersatz, sondern immer Ausdruck der Kultur eines Landes. Sie sind Ausdruck der Erfahrungen, die ein Land mit sich selbst gemacht hat, der Einsichten, die aus diesen Erfahrungen entstanden sind oder eben nicht entstanden sind, der Überzeugungen, die in einer Gesellschaft über Generationen, manchmal über Jahrhunderte gewachsen sind, der Prinzipien und Regeln, die sich aus solchen Überzeugungen und Orientierungen ergeben haben, und von denen die große Mehrheit einer Gesellschaft gemeinsam glaubt, dass sie gelten sollen: es handelt sich um die Kultur.

Dies ist zugleich eine hinreichende Erklärung dafür, warum wir auf diesem Globus unter rund 200 existierenden Staaten keine zwei identische Verfassungen haben. Eine übrigens auch hinreichende Erklärung dafür, warum nach dem komplettesten Zusammenbruch, den es jedenfalls in der deutschen

Geschichte, vielleicht überhaupt in der Menschheitsgeschichte, gegeben hat, nämlich einem gleichzeitigen politischen, militärischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Niedergang, die Verfassungsväter und Verfassungsmütter vor 70 Jahren, nachdem sie die Möglichkeit hatten, die vorläufigen Rahmenbedingungen eines provisorischen westdeutschen Staates zu formulieren, nicht gesagt haben, jetzt kopieren wir mal die beste existierende Verfassung der Welt, sondern sich mit einem allerdings bewundernswerten Geschick darum bemüht haben, unter Berücksichtigung der Erfahrungen anderer Länder Schlussfolgerungen aus den Erfahrungen zu ziehen, die dieses Land mit sich selbst gemacht hat. Und es gibt vielleicht auch keine zweite Verfassung der Welt, in der dieser Zusammenhang zwischen den konkreten Erfahrungen eines konkreten Landes, den zugrundeliegenden Überzeugungen, auch in der Formulierung so demonstrativ auffällt und ausfällt wie im Grundgesetz.

Es beginnt schon mit der Präambel: „Im Bewusstsein unserer Verantwortung vor Gott und den Menschen ...“. So etwas muss nicht in einer Verfassung stehen; in den meisten steht es auch nicht. Und übrigens mal nur nachrichtlich: Als wir den Versuch unternommen haben – vor gut zehn Jahren – eine europäische Verfassung zu schreiben, und sie nicht nur zu schreiben, sondern anschließend auch zu beschließen, was jämmerlich gescheitert ist, ist ja schon der Versuch gescheitert, eine ähnliche Anrufung Gottes in die Präambel zu schreiben. Und das in Europa, „im christlichen Abendland“! Und der erste vielzitierte Satz unseres Grundgesetzes ist ein – als gelernter Sozialwissenschaftler würde ich sagen: hochideologischer Satz und vielleicht, weniger provokativ, ein zutiefst kulturell geprägter Satz: „Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.“

Das ist das genaue Gegenteil einer empirischen Tatsachenfeststellung. Hätte unser Grundgesetz den Anspruch, das, was wir sicher wissen, jenseits aller kulturellen Prägungen und Überzeugungen möglichst unmissverständlich zu formulieren, müsste der erste Satz unserer Verfassung lauten: Die Würde des Menschen ist antastbar. Nirgendwo ist der Nachweis gründlicher geführt worden als auf deutschem Boden. Und weil wir diese Erfahrung gemacht haben, weil dieses Land diese Erfahrung gemacht hat, beginnt unsere Verfassung mit einem zentralen kulturellen Bekenntnis, das auch nicht mal eben so als Obersatz, nachrichtlich und folgenlos, sondern als unmittelbar geltendes Recht fixiert wird, und an dem sich übrigens auch durch Mehrheitsentscheidungen legitim zustande gekommene andere Verbindlichkeiten, nämlich Gesetze messen lassen müssen, bis hin zu der keineswegs nur theoretischen Möglichkeit, demokratisch korrekt zustande gekommene rechtliche Bindungen aufzulösen, weil sie mit diesem Obersatz nicht übereinstimmen.

### IV.

Diejenigen von Ihnen, die gelegentlich oder regelmäßig „Spiegel“ lesen, haben vielleicht vor 14 Tagen oder drei Wochen ein interessantes Interview mit David Miller gelesen, einem amerikanischen Professor für politische Theorie in Oxford, wo es nicht nur, aber auch um Migration und damit verbundene kulturelle Herausforderungen geht. Auf eine entsprechende Frage sagt David Miller: „Ich glaube, dass ein Land das Recht hat, seine historisch gewachsene Mehrheitskultur zu schützen. Mit der nationalen Identität gehen ein Vertrauen und eine Art Solidarität einher, die



Bereits 16 Mal veranstalteten der Rotary-Club und die Akademie die „Schwabinger Vorträge“. Hier Rotary-Präsident Bülent Tulay (Mi.) im Gespräch mit dem Referenten (li.) und

General a. D. Klaus Naumann, dem ehemaligen Generalinspekteur der Bundeswehr, der auch beim Podiumsgespräch nach dem Vortrag mitwirkte.



Foto: akg-images

Mit den Worten „Im Bewusstsein unserer Verantwortung vor Gott und den Menschen“ beginnt die Präambel des Grundgesetzes, das der Parlamentarische Rat 1948/49 (hier eine Aufnahme

der konstituierenden Sitzung) formulierte. In kaum einer anderen Verfassung wird das Wertefundament ihrer Autoren so klar wiedergegeben.

fehlen, wenn man nur auf ökonomische, rechtliche und politische Beziehungen blickt. Der in Deutschland von Jürgen Habermas popularisierte Begriff des Verfassungspatriotismus erscheint mir zu dürrig. Zu dürrig heißt eben nicht falsch; nein. Aber er verkürzt Zusammenhänge auf einen Text, auch nicht auf irgendeinen Text, sondern auf den wichtigsten einzelnen Text, der die Verbindlichkeiten dieser Gesellschaft regelt, aber als Begriff ausklammert, dass diese Verbindlichkeiten Voraussetzungen haben, die sich vor dem Text ergeben. Oder anders formuliert: Wenn ich diese Voraussetzungen, auf denen eine Verfassung beruht, für dispositionsfähig erkläre, erodiert perspektivisch jede Verfassungsordnung. Denn wenn in dieser Gesellschaft die Orientierungen, die Überzeugungen, die Erfahrungen verloren gehen oder für gegenstandslos, für überholt erklärt werden, dann zieht man gewissermaßen der Verfassung den Boden weg, auf dem sie steht, und dann wird sie nicht länger stabil bleiben können.

Nun gibt es ein weiteres Missverständnis, das sich manchmal zufällig, gelegentlich vielleicht auch mit Absicht, in diesen Diskussionen immer wieder beobachten lässt und als Argument gegen Verbindlichkeiten und den Versuch ihrer Formulierung und ihrer Festschreibung vorgetragen wird, nämlich die Vermutung, da habe mal irgendwann eine

mehr oder weniger zufällige, eher kleine als größere Gruppe von Personen von dem Privileg rücksichtslos Gebrauch gemacht, für spätere Generationen festzulegen, was „per omnia saecula saeculorum“ gelten soll. Auch diese Vermutung erweist sich bei genauem Hinsehen als nicht wirklich tragfähig, denn der virtuelle Kanon von gemeinsamen Erfahrungen, Überzeugungen, Orientierungen, Traditionen einer Gesellschaft ist eben nicht ein für alle Mal fixiert; er wird ständig fortgeschrieben. An dieser Fortschreibung mitzuwirken, sind alle eingeladen, die in diesem Land leben und bleiben wollen. Das, was in diesem Land Geltung beansprucht, ist eben nicht ein für alle Mal und unveränderlich in ehernen Lettern gegossen, sondern es kann sich in einer mal mehr und mal weniger auffälligen Weise verändern.

Die damaligen Verfassungsväter und Verfassungsmütter wären wahrscheinlich hochgradig erstaunt, was wir heute für unser Familienverständnis halten, und in einer wie nachhaltigen Weise wir die rechtlichen Rahmenbedingungen – als Alt-68er darf ich das erstmal so salopp sagen – der „Beziehungskisten“ und der verschiedensten Arten der Organisation von Lebensverhältnissen in zwischen für möglich und angemessen halten. Hier wird deutlich, dass eine Gesellschaft natürlich keine Skulptur ist, sondern ein lebender Organismus, und wo sich aus dem Gespräch einer

Gesellschaft mit sich selbst, der Generationen untereinander, auch Fortschreibungen ergeben, die mit mal mehr und mal weniger großem zeitlichem Verzug ihren Niederschlag auch in der Rechtsordnung einer Gesellschaft finden.

Fast schon witzig ist, dass ein beachtlicher Teil derjenigen, die die Vorstellung einer Leitkultur für völlig absonderlich halten, in bestimmten Bereichen, bleiben wir mal hier beim Thema Familienverständnis, auf der rechtlichen Fixierung veränderter Vorstellungen mit Nachdruck bestehen und es keineswegs für ausreichend halten, dass es auch etwas anderes gibt, sondern das, was es anderes gibt, auch Ausdruck im rechtlichen Selbstverständnis einer Gesellschaft finden müsse.

Nochmal, unabhängig von spontanen Reflexen und Sympathien: Die Freiheitsfähigkeit einer Gesellschaft hängt entgegen weitverbreiteter Vermutungen auch und gerade von ihrer Bindungsbereitschaft ab. Ohne ein Mindestmaß an Gemeinsamkeiten ist der Zusammenhalt einer Gesellschaft nicht aufrecht zu erhalten.

Die Frage, ob in einer Gesellschaft mit all ihren unterschiedlichen Interessen und Anlagen und Bedürfnissen in Konfliktsituationen prinzipiell ein Vorrang von Männern gegenüber Frauen gelten soll – keine erfundene Fragestellung, sondern eine durch die Kulturgeschichte der Menschheit Jahrtausende

virulente Frage –, ist ja alles andere als theoretisch. Und klar ist: In ein und derselben Gesellschaft kann nicht beides gleichzeitig gelten. Es kann nicht gleichzeitig der Anspruch auf Vorrang des Mannes und der Gleichberechtigung von Frau und Mann gelten. Völlig ausgeschlossen!

*Die Freiheitsfähigkeit einer Gesellschaft hängt entgegen weitverbreiteter Vermutungen auch und gerade von ihrer Bindungsbereitschaft ab.*

Die Frage, ob die letzten Verhaltensdispositionen mit Durchsetzungsanspruch von Religionen zu formulieren seien oder von der staatlichen Ordnung, ist eine über Jahrtausende die Gesellschaftsgeschichte, die Menschheitsgeschichte quälende und beschäftigende Grundsatzfrage gewesen. Auch das sogenannte christliche Abendland hat beinahe 2000 Jahre gebraucht, bis es diese Frage für sich zugunsten des Vorrangs staatlicher vor religiösen Regeln entschieden hat. Und unabhängig von der Frage, ob man das unter jedem Gesichtspunkt für einen Fortschritt der Menschheit halten soll und muss, ist

jedenfalls klar: In ein und derselben Gesellschaft kann nicht beides gleichzeitig gelten: der Vorrang religiöser Normen und/oder der Vorrang staatlicher Normen. Es muss klar sein, was gilt. Ohne Verbindlichkeit erträgt eine Gesellschaft Unterschiede nicht. In diesem konkreten Zusammenhang: Die Durchsetzung dieser Verbindlichkeit ist die Voraussetzung für Religionsfreiheit. Würde es einen Vorrang religiöser Überzeugungen vor staatlichen Setzungen geben, könnte es logisch zwingend nicht Religionsfreiheit geben, jedenfalls dann nicht mehr, wenn man unter Religionsfreiheit nicht die Freiheit für eine gegen alle Religionen versteht, sondern die Freiheit, sich frei für eine Religion zu entscheiden, einschließlich der Freiheit, sich für keine bzw. gegen alle zu entscheiden.

## V.

Wenn ich unter diesem Gesichtspunkt unterschiedliche Gesellschaften und ihre jeweilige historische Entwicklung auf das Verhältnis von Freiheiten und Bindungen, von Dispositionen und Verbindlichkeiten untersuche, dann bleibt als ein Spezifikum des Westens, der westlichen Demokratien, die sich im Übrigen ja auch erst sehr, sehr spät

*Seit der Aufklärung steht hinter jeder Behauptung nicht mehr ein Punkt, sondern ein Fragezeichen. Auch das ist eine kulturell gewachsene Tradition unserer Kultur.*

aus einer jahrhundertelangen Entwicklung heraus etabliert haben, die überragende Bedeutung von Vernunft und Glauben als zentrale Orientierungen westlicher Gesellschaften. Dieser Zusammenhang ist nirgendwo früher, nirgendwo klarer formuliert worden als hier, in dem denkwürdigen Dialog von zwei Geistesgrößen, die sich überhaupt hier zum ersten Mal persönlich begegnet sind, nämlich dem damaligen Präfekten der Römischen Glaubenskongregation, Kardinal Joseph Ratzinger, und Jürgen Habermas.

Von dem Dialog, der ja glücklicherweise dokumentiert ist und nach wie vor zugänglich ist, haben sich wiederum nach meiner Beobachtung die beiden jeweiligen Fan-Clubs bis heute nicht richtig



Foto: dpa picture alliance/Andreas Gebert

*2015 kamen in kurzer Zeit hunderttausende Flüchtlinge nach Deutschland. Das Zusammenleben der neu angekommenen Menschen – wie diesen, die damals in München in der Nähe des Hauptbahnhofs in einem Zeltlager*

*lebten – und der deutschen Mehrheitsbevölkerung kann nach Ansicht des Autors nur gelingen, wenn es eine Übereinstimmung in Grundüberzeugungen gibt und diese auch gelebt werden.*

erholt, denn das, was die sich in diesem Gespräch gewissermaßen wechselseitig an Überzeugungen und Relativierungen zugespielt oder aus der Perspektive der Fan-Clubs zugemutet haben, ging offenkundig über das Vorstellungsvermögen hinaus, was man bei beengter Betrachtungsweise für naheliegend hielt. Diese Verbindung, diese wechselseitige Begründung, ihre Widersprüche und die Relativierung des einen durch das andere, die Relativierung der Vernunft, also einer instrumentellen Vernunft durch Glaubensüberzeugung, oder allgemeiner formuliert, kulturell gewachsene Orientierung, sowie umgekehrt die Relativierung

von Glaubensüberzeugung durch Vernunftkalküle, und das ständige Suchen nach einer neuen Balance zwischen dem einen und dem anderen, beispielsweise mit Blick auf Gentechnologie, auf die Möglichkeiten moderner Biomedizin, die Möglichkeiten der Manipulierbarkeit des Entstehens und Beendens menschlichen Lebens, wo man weder alleine mit instrumenteller Vernunft noch gewiss allein mit religiösen Überzeugungen zu Rande kommt: das ist ein herausragendes Merkmal des Westens, sollte es jedenfalls sein und nach meiner Überzeugung bleiben. Es macht übrigens unsere Kultur nicht notwendigerweise besser als andere, aber jedenfalls anders als andere.

Vorletzte Bemerkung: Zweifel sind nicht nur erlaubt, sondern geboten. Sie sind ein unverzichtbares Merkmal der westlichen Zivilisation, gewissermaßen die eingebaute Unruhe einer unverwüstlichen Uhr, die uns durch die Zeiten begleitet, seit der Aufklärung – das ist aber jetzt auch erst 250 Jahre her. Daran haben wir alle aber keine so lebhaftere Erinnerung mehr. Deswegen muss es gelegentlich eben wieder ins Bewusstsein gehoben werden. Seit der Aufklärung also steht hinter jeder Behauptung nicht mehr ein Punkt, sondern ein Fragezeichen. Auch das ist eine kulturell gewachsene Tradition unserer Kultur.

Nun die letzte Bemerkung: Und wie nennt man das jetzt? Leitkultur? Die klügste Antwort zu dieser Frage stammt von Richard Schröder, der sie nicht beantwortet hat, aber für eine ähnlich komplizierte, auch ähnlich emotional aufgeladene Frage eine Empfehlung gegeben hat, der ich mich sofort anschließen könnte und möchte. In der damaligen Debatte, ob die DDR ein Unrechtsstaat war, und ob man sie, wenn sie es denn

war, auch tatsächlich so nennen dürfe, hat Richard Schröder damals in einem Interview die kluge Empfehlung gegeben: Nennt es wie ihr wollt, aber vergesst nicht, wie es war. Das ist meine Empfehlung auch für dieses Thema: Nennt es wie ihr wollt, aber vergesst die Zusammenhänge nicht, um die es geht. □

## zur debatte

Themen der Katholischen Akademie in Bayern

Jahrgang 48

Herausgeber und Verleger:  
Katholische Akademie in Bayern, München  
Redaktion: Dr. Robert Walser (verantwortl.),  
Dominik Fröhlich  
Fotos: Akademie  
Anschrift von Verlag u. Redaktion:  
Katholische Akademie in Bayern,  
Mandlstraße 23, 80802 München  
Postanschrift: Postfach 401008,  
80710 München,  
Telefon 089/38 10 20, Telefax 089/38 10 21 03,  
E-Mail: info@kath-akademie-bayern.de  
Druck: Kastner AG – Das Medienhaus,  
Schloßhof 2 – 6, 85283 Wolnzach.  
zur debatte erscheint zweimonatlich.  
Kostenbeitrag: jährlich € 35,- (freiwillig).  
Überweisungen auf das Konto der Katholischen Akademie in Bayern, bei der LIGA Bank:  
Kto.-Nr. 2355000, BLZ 75090300  
IBAN: DE05 7509 0300 0002 3550 00  
SWIFT (BIC): GENODEF1M05.  
Nachdruck und Vervielfältigungen jeder Art sind nur mit  
Einwilligung des Herausgebers zulässig.



CDU-Mann Norbert Lammert kam auch mit Franz Maget ins Gespräch, SPD-Politiker und Mitglied im Allgemeinen Rat der Akademie.



# Der eigensinnige Freistaat

Mit einem herausragenden Referat gelang es Professor Hans Maier, die Besonderheiten des bayerischen Weges von 1918 bis heute darzulegen. Die wichtigsten Fakten, Anekdoten, die Freude machten und ebenfalls Wissen vermittelten, und Berichte vom Kabinettstisch, an dem er 16 Jahre als

Kultusminister saß, ließen den gut einstündigen Vortrag am 7. November 2018 zu einem Erlebnis werden. Lesen Sie in dieser Ausgabe unserer Zeitschrift „zur Debatte“ das vollständige Referat. Auf dem YouTube-Kanal der Katholischen Akademie können Sie den Vortrag auch nachhören.

## Bayern 1918 – 2018

Hans Maier

### I. Vorüberlegungen

Bayern war lange Zeit, im Früh- und Hochmittelalter, ein Herzogtum. Im Jahr 1806 wurde es, erweitert um Franken und Schwaben, zu einem Königreich. Freistaat nennt sich Bayern seit der Revolution vom November 1918 – einer Revolution, welche die mehr als siebenhundertjährige, Herzogtum und Königreich verbindende Herrschaft der Wittelsbacher mit einem Schlag beendete und Bayern unter heftigen Konvulsionen aus der monarchischen in eine demokratische Epoche hinüberführte.

„Bayern ist fortan ein Freistaat“, so verkündete Kurt Eisner am 8. November 1918 den Namenswechsel. Es entbehrt nicht der Ironie, dass der nahezu ohne Gegenwehr an die Macht gekommene Revolutionsführer – die bayerische Monarchie brach ja als erste unter den deutschen Ländern zusammen – als Redakteur und Schriftsteller zugleich ein eifriger, Fremdwörtern abholder „Verdeutscher“ war. So proklamierte er im Süden den „Freistaat“, ein deutsches Wort für Republik, während im Norden, in Berlin, Philipp Scheidemann einen Tag später, am 9. November 1918, von einem Fenster links des Reichstagsportals die „Deutsche Republik“ ausrief. „Freistaat Bayern“ und „Weimarer Republik“ sollten einander in den nächsten Jahren geradezu beispielhaft gegenüberstehen. Oft war ihr Verhältnis bis zum Zerreißen angespannt. Bayern und das Reich, München und Berlin befanden sich heftig in Worten und in Taten – und blieben am Ende doch aufeinander angewiesen.

Hundert Jahre Freistaat Bayern – das ist ein Anlass zum Innehalten, zum Nachdenken über Vergangenheit und Zukunft. In allen sieben Regierungsbezirken Bayerns finden in diesem Jahr Jubiläumsveranstaltungen, Ausstellungen, Vorträge und Museumsfeste statt. Man feiert die letzten 100 Jahre und



Prof. Dr. Hans Maier, Professor em. für christliche Weltanschauung, Religions- und Kulturtheorie an der LMU München, Staatsminister a. D.

greift noch weiter zurück – 200 Jahre, bis zur Verfassung des Jahres 1818, dem Beginn des bayerischen Verfassungsstaates. Der Bayerische Rundfunk hat dem Jubiläum zahlreiche Sendungen gewidmet. Akademien und Universitäten gedenken des historischen Ereignisses in Vorlesungen und Seminaren. Die bayerische Landesausstellung 2018 im Kloster Ettal beschwört den „Mythos Bayern“ – freilich mit den Worten „Wald, Gebirg und Königstraum“ ein wenig allzu folkloristisch. Heute Morgen fand der zentrale Festakt des Bayerischen Landtags und der Bayerischen Staatsregierung im Nationaltheater in München statt. Die Einwohner Münchens

erinnern sich an dieses Datum mit besonderer Intensität: nicht weniger als 300 Veranstaltungen zum Thema 1918 – 2018 finden heuer in der bayerischen Landeshauptstadt statt. Hier, in der Katholischen Akademie, will ich daran erinnern, dass auch das gegenüber gelegene Schlösschen Suresnes in den Vorgängen des Jahres 1919 eine Rolle spielte: in diesem Treffpunkt für junge Künstler hatte zeitweilig Paul Klee sein Atelier – und der Maler Hans Reichel versteckte während der Münchner Räterepublik in seiner Wohnung dort den Schriftsteller und linkssozialistischen Revolutionär Ernst Toller. Viel Grund zum Erinnern also – und viel Anlass zu Nachfragen, zum historischen Nachforschen und zur politischen Diskussion.

Wie soll man sie nun sehen, die letzten hundert Jahre bayerischer Geschichte, die Epoche des Freistaats Bayern? Es scheint mir eine janusköpfige Zeit zu sein. Ich entnehme diese Metapher – den Januskopf – dem grundlegenden Vortrag „100 Jahre Freistaat Bayern“, den Hermann Rumschöttel vor einem Jahr anlässlich der Jahressitzung der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften am 12. Oktober 2017 gehalten hat. Andere Gedenkreden dieses Jahres erinnerten an die Vielfalt und Offenheit der jüngeren bayerischen Geschichte. Vielfalt und Offenheit – sind das auch die passenden Stichworte für die 100 Jahre Freistaat Bayern? Nun, ich denke, das ist nicht ganz so einfach. An Vielfalt fehlt es dieser Zeit gewiss nicht, auch nicht an Unerwartetem, Nicht-Vorhergesehenem, Überraschendem. Doch die nötige Weltoffenheit hat sich der Freistaat – nach kurzen Vorspielen in der Weimarer Epoche – endgültig wohl erst nach dem Zusammenbruch von 1945 erworben. Die Geschichte der Jahre 1918 bis 2018 ist in der Tat ein Januskopf: Nach 1918 blickt Bayern unwillkürlich zurück, zunächst auf die verlorengegangene Monarchie, überhaupt auf die „alten Zeiten“. Dem folgt dann, in der NS-Zeit, der bewusste Schritt zurück, der Rückfall in eine Zeit der Gewalt und der Barbarei. Die Hitlerzeit endet im Chaos des Krieges mit schwersten Zerstörungen und Verlusten; die rechtlichen Ordnungen haben sich aufgelöst, das Vertrauen in die Obrigkeit ist verloren und wird erst langsam zurückgewonnen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg nimmt der Freistaat dann – zunächst unter der Aufsicht der amerikanischen Besatzungsmacht – seine „zweite Fahrt“ auf. Er überwindet die äußeren und inneren Zerstörungen, er blickt nach vorn, nicht mehr zurück – und er wird nun, erstaunlich genug, in einem langsamen, Jahrzehnte dauernden Ausgleichsprozess zu einem Gebilde, das politisch und wirtschaftlich erstarkt, so dass es eine große Zahl von Flüchtlingen und Heimatvertriebenen dauerhaft integrieren kann. Bayern gewinnt zunehmend Sicherheit, es wächst in der Nachkriegszeit auf das Doppelte seiner früheren Einwohnerzahl an – inzwischen rund 13 Millionen –, und es nimmt im Lauf der Zeit eine vordere Stellung unter den deutschen Ländern ein. Es wird in der Gegenwart von vielen Nachbarn in Deutschland, ja darüber hinaus bewundert; viele sehen in ihm ein Musterbeispiel dafür, wie es gelingen kann, Tradition und Fortschritt miteinander zu verbinden.

### II. Revolutionärer Beginn – Eisner und Landauer

Ein so erfreulicher Ausgang war den ersten zwei der hundert Jahre des Freistaats keineswegs in die Wiege gelegt. Vielmehr begann die Geschichte des neuen Staatswesens im November 1918 höchst dramatisch mit einem Revolutionsstück

– einem Geschehen, das unblutig anfang, aber blutig endete. Nach Jahrhunderten monarchischer Herrschaft schlug das politische Pendel 1918/19 in Bayern in eine neue, extrem veränderte Richtung aus. Der Freistaat wurde zu einer Räterepublik – der ersten und einzigen auf deutschem Boden. Wladimir Lenin konnte am 1. Mai 1919 auf dem Roten Platz in Moskau nicht nur das revolutionäre Sowjetrusland begrüßen, er sandte auch Grüße an – so wörtlich – „Sowjetungarn und Sowjetbayern“.

Eisner, der Revolutionär und erste Ministerpräsident des Freistaats, war freilich kein Kommunist, sondern ein 1917 zur USPD übergegangener Sozialdemokrat. In seinem Demonstrationszug, der sich nach einer großen Friedensdemonstration auf der Theresienwiese am 7. November von der Mehrheit gelöst hatte und in der Folge die Regierungsgebäude und Kasernen Münchens besetzte, zog auch der niederbayerische blinde Bauernführer Ludwig Gandorfer, gleichfalls USPD-Mitglied, mit. Denn nicht nur die Stadtbevölkerung, auch die Bauernschaft war kriegsmüde und rief nach Frieden. Nach fünf Kriegsjahren waren die Kräfte des Landes erschöpft. Die Wirtschaftslage war katastrophal, die Arbeitslosigkeit wuchs, der Hunger griff um sich.

Eisner versuchte in seiner hauptsächlich aus MSPD und USPD zusammengesetzten Regierung einen Mittelkurs zu steuern zwischen den Arbeiter-, Soldaten- und Bauernräten im Land, die auf eine direkte Demokratie drängten, und dem überlieferten Stil der bayerischen Politik und Verwaltung. Erfolg war ihm in seiner kurzen Amtszeit nicht gegönnt. Von der Reichsregierung isolierte er sich durch seinen betonten Föderalismus, sein ungestümes Beharren auf Eigenstaatlichkeit – und mehr noch durch die einseitige Proklamation einer deutschen Kriegsschuld, die er auf Berichte der bayerischen Gesandtschaft in Berlin stützte. Er hoffte dadurch die Alliierten für eine mildere Behandlung Deutschlands zu gewinnen, was freilich vergebliche Mühe blieb.

Die erste Landtagswahl nach dem Krieg im Januar 1919 entzog Eisner die politische Basis. Seine Partei, die USPD, erhielt nur 2,5 % der Stimmen und entsandte ganze 3 Abgeordnete in das Parlament – das genügte nicht einmal, um eine Fraktion zu bilden. Stärkste Kraft wurde die Bayerische Volkspartei, die Nachfolgerin des Zentrums, gefolgt von den Mehrheitssozialdemokraten. Eisner konnte daher nicht im Amt bleiben. Auf dem Weg zu der Landtagsitzung, in der er seinen Rücktritt erklären wollte, wurde er von dem jungen Grafen Anton von Arco-Valley, einem fanatischen Revolutionsgegner, ermordet.

Nun setzte eine Radikalisierung ein, eine Spaltung der Machtzentren: Während das auf Eisner zurückgehende Rumpfkabinett unter Führung des stellvertretenden Ministerpräsidenten Johannes Hoffmann (MSPD) in das ruhige Bamberg auswich – dort wurde im August die neue bayerische Verfassung verabschiedet –, wurde in München am 7. April 1919 die „Bayerische Räterepublik“ ausgerufen. In ihr spielte neben dem Schriftsteller Ernst Toller der Publizist und Pazifist Gustav Landauer eine führende Rolle, ein Schüler Kropotkins, Vertreter eines philosophiegestützten Anarchismus. Im Krieg war er mit seiner Frau, der Lyrikerin und Übersetzerin Hedwig Landauer, von Berlin in das bayerisch-schwäbische Krumbach in die Wohnung seiner verstorbenen Schwiegermutter gezogen. Hier erreichte ihn der Ruf Eisners nach München. Die zwei Männer – beide Juden säkularen Zuschnitts – befreundeten sich rasch.

Nach dem Tod Eisners fiel Landauer die Aufgabe zu, beim Trauerzug und



Foto: akg-images

Der Publizist und USPD-Politiker Kurt Eisner – hier im November 1918 bei einem Besuch in der Reichshauptstadt Berlin – gilt als Gründer des Freistaats Bayern.

dem Begräbnis Eisners vor nahezu 100.000 Menschen (unter ihnen auch Heinrich Mann und der junge Bertolt Brecht) die Totenrede zu halten. In der Räterepublik wurde er dann für eine winzige Zeitspanne – ganze sechs Tage lang – Kultusminister. Regieren konnte er freilich nach dem eigenen herrschaftsfreien Politikverständnis nicht: Als die Beamten ihm die in einem Tag eingegangene Post in einem Waschkorb auf den Schreibtisch stellten – er hatte darauf bestanden, alles selbst zu lesen! –, musste er angesichts der Briefmassen kapitulieren und der ungeliebten Verwaltung den gewohnten Lauf lassen. Der kommunistischen Wendung der Räterepublik unter Max Levien und Eugen Leviné, die eine Diktatur des Proletariats nach sowjetischem Muster anstrebten, entzog er sich. Als überzeugter Föderalist hielt er die Kommunisten für unheilbare Zentralisten und sah in ihnen moderne Wiedergänger der Jakobiner.

Die Dinge strebten nun einem blutigen Ende zu. Die Regierung Hoffmann in Bamberg rief preußische, württembergische und bayerische Truppen gegen das rote München zu Hilfe – dort bewaffnete der Vollzugsrat das Proletariat und proklamierte die „Diktatur der Roten Armee“. Verhindern konnte diese Streitmacht die Eroberung Münchens durch die Regierungstruppen freilich nicht. Die Erschießung bürgerlicher Geiseln im Vorfeld des Sturms verbreitete Angst und Schrecken und machte der ohnehin nur halbherzigen Unterstützung des Räteregimes durch die Bevölkerung ein Ende. Der weiße Gegenterror, der unmittelbar danach einsetzte, überbot dann freilich den Terror der

Linken um ein Vielfaches. Auch Gustav Landauer, ein hagerer Mann mit ergraudentem Vollbart, im Äußeren weder revolutionär noch proletarisch, mit einer Stimme und Ausdrucksweise von „geschliffener Milde“, wurde im Gefängnis von Freikorpsoldaten auf brutale Weise ermordet.

So endete ein Experiment, an dem ungewöhnlich viele Dichter, Journalisten, Theaterkritiker, Künstler beteiligt waren – neben Eisner und Landauer Erich Mühsam, Ernst Toller, Oskar Maria Graf, am Rand auch Gustav Regler und Rainer Maria Rilke. Volker Weidermann hat die Vorgänge in einem Buch mit dem Titel „Träumer“ beschrieben, das sich wie ein Roman liest. Der Untertitel lautet: „Als die Dichter die Macht übernahmen“ (Köln 2017). Doch mit der Macht verstanden die Dichter nicht umzugehen. Mit der kurzlebigen Räteherrschaft waren alle Formen außerparlamentarischer, direkter Demokratie in Bayern auf Jahre hinaus diskreditiert. Die Spuren schreckten. Der Ruf nach Ordnung wurde übermächtig. Und damit nach der Tragödie das Satyrspiel nicht fehle, ereigneten sich im Mai 1919 in dem von den Räten „befreiten“ München Szenen einer früher kaum für möglich gehaltenen Verbrüderung der Bevölkerung mit den preußischen Truppen. Viktor Klemperer, damals Journalist in München, beschreibt diese „freudige bayrisch-preußische Verbrüderung“ wie folgt: „Männer, Frauen und Kinder waren auf das Siegestor geklettert, kauerten malerisch auf dem Löwengespann, schwenkten Fahnen, winkten und schrien. Um das Halbrund vor der Universität, in dem Wagen und ein erobertes Geschütz

aufgefahren waren, drängten sich die Münchener und plauderten mit den Posten und beschäftigungslos umherstehenden Soldaten – es war das drolligste Gegeneinander von Berlinisch und Münchnerisch...“

### III. Die Mühen der Ebene – Bayern 1920 bis 1933

Die Rätezeit war kurz. Doch als stimmungsgründender politischer Akkord halte sie in der Geschichte des Freistaats lange nach. Man darf annehmen, dass sich die politische Haltung vieler Menschen, ihre Einstellung zu Parteien, Parlamentarismus, Demokratie in dieser Zeit geformt hat – mit lange anhaltenden Wirkungen weit in die Zwanziger- und Dreißigerjahre hinein. Das gilt für so verschiedene Persönlichkeiten wie Eugenio Pacelli, Michael von Faulhaber, Gustav von Kahr und Heinrich Held, welche die Geschehnisse Bayerns in den folgenden Jahren beeinflussen sollten; ich führe ihre Biogramme stellvertretend für diesen Abschnitt der bayerischen Geschichte kurz an.

Eugenio Pacelli war seit 1917 Nuntius in München. Als vatikanischer Meisterdiplomate hatte er im Auftrag Papst Benedikts XV. im Juni dieses Jahres mit der kaiserlichen Regierung über die Beendigung des Krieges und einen möglichen Friedensschluss verhandelt. Das Scheitern dieser Initiative hat ihn wohl zu der Überzeugung gebracht, der Vatikan tue gut daran, sich im Streit der Völker strikt neutral zu verhalten, eine Auffassung, die er bekanntlich lebenslang, auch im Zweiten Weltkrieg als Papst, vertrat. Mit der Räteregierung war Nuntius Pacelli in München heftig

zusammengestoßen. Am 29. April 1919 besetzten Räte-Anhänger die Nuntiatur; Pacelli wurde mit dem Revolver bedroht, sein Dienstwagen beschlagnahmt. In Berichten an den Vatikan kennzeichnete der Nuntius das Regime Max Levien und Eugen Levinés als „sehr harte russisch-jüdisch-revolutionäre Tyrannei“. Man wird annehmen dürfen, dass Pacelli den Bolschewismus von dieser Zeit an nicht minder kritisch sah und beurteilte als den später aufkommenden Nationalsozialismus, den er im Mai 1924 als „die vielleicht gefährlichste Häresie unserer Zeit“ bezeichnet hat.

Auch bei Michael von Faulhaber, seit 1917 Erzbischof von München und Freising, hat der revolutionäre Einschnitt von 1918/19 einen dauernden Eindruck hinterlassen. Sein Tagebuch – das gegenwärtig erschlossen und online zugänglich gemacht wird – gibt ein getreues Bild der Geschehnisse in München. Der Erzbischof war zeitweise in Gefahr, vom Räteregime als Geisel genommen zu werden. Über die Revolution, die überall in Deutschland die alten Monarchien weggefegt hatte, sagte der königstreue Monarchist, sie sei „Meineid und Hochverrat“ gewesen. Beim Münchner Katholikentag 1922 stieß er deshalb – inzwischen Kardinal – heftig mit dem Präsidenten der Versammlung, dem Kölner Oberbürgermeister Konrad Adenauer, zusammen. Adenauer war ein überzeugter rheinischer Demokrat. Faulhaber sprach der aus der Revolution hervorgegangenen Weimarer Republik jede Autorität ab. Adenauer widersprach: Die Monarchien, vor allem die der Hohenzollern, seien reif für den Untergang gewesen. Er widersetzte sich auch der Polemik Faulhabers, der gegen die Besetzung des Rheinlands durch „Heiden und Muhammedaner“ Stimmung machte. In die Zukunft blickend, plädierte er für ein Zusammengehen von Katholiken und Protestanten zur Überwindung alter Spaltungen und zur dauerhaften Stabilisierung der deutschen Politik. Für Faulhaber war das zu viel. Er wollte den Saal demonstrativ verlassen. Doch kluge Leute – wohl der Zentralkomitee-Vorsitzende Fürst Löwenstein selbst – hatten seinen Kardinalshut verräumt, er war unauffindbar. So konnte Adenauer rasch zum Schluss kommen und seinen Kontrahenten mit listiger Demut um den Schlusssegen bitten, den dieser als geistlicher Hirte nicht verweigern konnte. Übrigens hat Kardinal Faulhaber bis zu seinem Lebensende 1952 durch seinen Einspruch in Rom verhindert, dass Adenauer einen päpstlichen Orden erhielt.

Wirkte mit Faulhaber im bayerischen Katholizismus ein gefühlsbetonter monarchischer Unterstrom nach, so wies die auf die Räteregierung folgende „Ordnungszelle Bayern“ unter den Beamtenministern Gustav von Kahr und Eugen von Knilling einen Ton ausgeprägter Kälte und Härte auf. Es war eine von den Zeitläuften – Inflation, Ruhrbesetzung, Einwohnerwehren – geschüttelte Halbdiktatur (1920 – 1924). Bayern wurde beispielhaft für Deutschland zum Hort der Rechten. Vorübergehend wurde die Verfassung außer Kraft gesetzt und die gesamte Exekutivgewalt dem zum Generalstaatskommissar ernannten Kahr übertragen. Die „Ordnungszelle Bayern“ endete erst nach dem Hitlerputsch, der Kahr ins Zwielicht rückte, und dem Hitlerprozess von 1924.

Mit Ministerpräsident Heinrich Held (BVP), der Bayern von 1924 bis 1933 regierte, endeten die weitgehend außerparlamentarischen, von Revolutionsräten und Beamtenministern getragenen Eingangsjahre des Freistaats. Das parlamentarische Regierungssystem setzte sich endgültig durch; der Regierungschef



Foto: Erzbischöfliches Archiv München

*Der Katholikentag 1922 in München zeigte sehr deutlich, dass sich zum Beispiel die katholische Kirche in Bayern mit dem Freistaat noch nicht angefreundet hatte. Berühmt ist die*

*Kontroverse zwischen Kardinal Faulhaber und dem damaligen Zentrums- politiker und Kölner Oberbürgermeister Konrad Adenauer.*

kam jetzt aus der Parlamentsmehrheit. Die politischen Extreme – KPD und NSDAP – schieden aus dem politischen Prozess aus. Der Konflikt mit dem Reich, der sowohl die Rätezeit wie die Zeit der „Ordnungszelle“ geprägt hatte, wurde zwar nicht gänzlich beendet, ging aber jetzt in überschaubare Formen über. Es war die Zeit, in der sich auch die Weimarer Republik im Ganzen erholte. Die Rentenmark überwand die Hyperinflation, ein wirtschaftlicher Aufschwung setzte ein. In Bayern speziell wurde 1924 das Konkordat mit der Katholischen Kirche geschlossen – das erste unter den Länderkonkordaten der Weimarer Republik –, und damit befestigte sich ein Stück Tradition.

Die antidemokratischen Kräfte im Land verschwanden nicht, aber sie wurden ein Stück weit zurückgedrängt. Hitler und die NSDAP hatten es unter Heinrich Held in Bayern schwerer als unter Gustav von Kahr. Im März 1925 erließ der bayerische Innenminister Karl Stützel gegen Hitler ein Redeverbot – ein Grund für diesen, die Entscheidung anderswo, in Thüringen und Braunschweig, zu suchen. Der geplanten Einbürgerung Hitlers stellte sich die Regierung des Freistaats entgegen; seine geplante Ausweisung scheiterte freilich, weil sich Österreich weigerte, Hitler einreisen zu lassen. Er wurde bis 1932 als Staatenloser geführt.

Als verhängnisvoll sollte sich die Entscheidung der BVP erweisen, bei der Reichspräsidentenwahl von 1925 für

Hindenburg – gegen den Zentrumsvorsitzenden Marx – zu stimmen. Der Vorgang zeigt, wie sehr sich auch in der Bayerischen Volkspartei inzwischen die Gewichte nach rechts verschoben hatten. So war die Partei auf die Dauer zur Gegenwehr gegen den seit der Wirtschaftskrise von 1929 neuerlich erstarkenden Nationalsozialismus zu schwach, zumal sich die als Koalitionspartnerin wichtige Deutschnationale Volkspartei gegenüber der NS-Bewegung höchst nachgiebig verhielt.

#### IV. Bayern im Zeichen Hitlers

1933 bis 1945 stand Bayern im Zeichen Hitlers. Er hatte in München in den zwanziger Jahren seine Agitation begonnen, hatte 1923 versucht, einen politischen Umsturz herbeizuführen, war zu Festungshaft verurteilt, aber bald vorzeitig entlassen worden, weitete seine Agitation auf ganz Deutschland aus, behielt aber in München seine Wohnung bei, auch in der späteren Zeit als Reichskanzler. 1923 war der Freistaat noch stark genug, Hitler und seinen Anhang an der Feldherrnhalle niederzuschlagen und ihren Putschversuch zu vereiteln – Kultusminister Franz Matt stellte als einziges frei gebliebenes Regierungsmitglied die Weichen. 1933 reichte die Kraft zu einer solchen Gegenwehr nicht mehr aus.

Es wäre freilich falsch, München und Bayern mit dem Nationalsozialismus einfach zu identifizieren, wie es manch-

mal unter Titeln wie „Hitlers München“, „Hitlers Bayern“ geschieht. Ich zitiere Hans Günter Hockerts: „Die ‚Marke NSDAP‘ wurde in München geprägt, doch die Nachfrage kam aus ganz Deutschland. Erst diese Anschlussfähigkeit, die den Blick auf die Besonderheiten des Ursprungsorts relativiert, hat die dynamische Entwicklung der NSDAP und ihren Durchbruch zur Macht ermöglicht. Die reichsweite Wählerbewegung trug den NS-Parteichef bis an die Schwelle zur Macht, und eine nationale Elitenkoalition hob ihn über diese Schwelle – wenn auch in der irrigen Vorstellung, ihn am kurzen Zügel halten zu können. Von Reichspräsident Hindenburg am 30. Januar 1933 zum Reichskanzler ernannt, gelang es Hitler überraschend schnell, seine konservativ-deutschnationalen Partner in der Regierungskoalition zu überspielen und den eigenen Führungsanspruch durchzusetzen. Zum Prozess der ‚Machtergreifung‘ gehörte auch die Absetzung der noch nicht nationalsozialistischen Regierungen in den Ländern. Zuletzt, im März 1933, traf es Bayern. Hatte Hitler im November 1923 von München aus Berlin erobern wollen, so steuerte er die ‚Gleichschaltung‘ Bayerns und Münchens nun von Berlin aus.“

Und noch etwas anderes weist darauf hin, dass Bayern auch in der NS-Zeit ein „eigensinniger Freistaat“ geblieben ist. Gewiss hatte die nationalsozialistische Bewegung in diesem Land begonnen, daran war kein Zweifel, aber ebenso

früh machten sich hier auch Opposition und Widerstand bemerkbar. Die Studentenbewegung „Weiße Rose“ trat in München hervor und erregte, obwohl sie blutig unterdrückt wurde, weltweites Aufsehen. Der Kreisauer Kreis, ein örtliches Dreieck, umfasste neben Kreisau und Berlin auch München; im Turm hinter der Michaelskirche trafen sich Moltke und die „Kreisauer“ mit den Münchner Jesuiten Augustinus Rösch, Lothar König und Alfred Delp. Claus Graf Schenk von Stauffenberg wohnte, als er das Attentat auf Hitler plante, in Bamberg. Geboren wurde er wie seine Brüder Berthold und Alexander im bayerisch-schwäbischen Jettingen. Und neben diesen bekannten und berühmten Einzelfällen des aktiven Widerstands gab es auch ein verbreitetes Oppositionsverhalten, ein Nicht-Mittun und Sich-Verweigern, das bis zu offenem Widerspruch und passivem Widerstand reichte. Es war den NS-Instanzen bekannt und wurde früh verfolgt – begann doch die Geschichte der gewaltsamen Unterdrückung oppositioneller Bewegungen durch „Schutzhaft“ mit dem Lager in Dachau, dem ersten Konzentrationslager des NS-Staates überhaupt.

Man darf auch darauf hinweisen, dass die demokratischen Parteien in Bayern in den letzten freien Landtagswahlen im April 1932 ihre absolute Mehrheit verteidigen konnten, während in Preußen und bei den Reichstagswahlen desselben Jahres die Verfassungsgegner – NSDAP und KPD – zusammen



Foto: akq-images

*Nach dem Zweiten Weltkrieg musste Bayern rund zwei Millionen Flüchtlinge aufnehmen. Zeitweise waren mehr als ein Viertel der rund 9 Millionen Menschen im Freistaat Vertriebene.*

die absolute Mehrheit gewannen. Um noch einmal Hans Günter Hockerts zu zitieren: „Der braune Wählerkern war in Bayerns Metropole früh groß, dann aber weniger ausdehnungsfähig als anderswo.“

Das ändert nichts daran, dass Bayern in den zwölf Jahren von der Macht und der Willkür des Diktators bedingungslos abhängig war, dass es in dieser Zeit die letzten Reste seiner Eigenstaatlichkeit verlor. Weißblau zu flaggen wurde verboten. Das Kabinett Held wich im März 1933 der Gewalt. München blieb zwar im Dritten Reich die Schaltstelle des NS-Parteiapparats, es entwickelte sich mit Ausstellungen im „Haus der Kunst“ zum Kunstzentrum des Regimes, und vor allem: es wurde mit den jährlichen Umzügen des 9. November zwischen Siegestor und Feldherrnhalle zum Gedenken an die Gefallenen der Bewegung eine Weihstätte des nationalsozialistischen Kults. Nürnberg als Frankennetropole wurde zur Stadt der Reichsparteitage. Doch das Machtgewicht verlagerte sich von Bayern rasch nach Berlin, und die Verleihung des Titels „Hauptstadt der Bewegung“ an München im Jahr 1936 war, wie wir aus Goebbels' hämischen Anmerkungen wissen, weniger eine Erhöhung und Auszeichnung als vielmehr ein Trostpreis für die entgangene Zentralität.

Die Menschen in Bayern teilten mit Hitler die Erfolge und Siege, aber auch die Niederlagen und Zerstörungen. Als „Volksgenossen“ ohne eigenständige Rechte, vom Regime zeitweilig

profitierend, aber langfristig geschädigt, im Krieg von außen wie von innen gefährdet und am Leben bedroht, erreichten sie das Ende des „Dritten Reiches“ in mannigfachen Situationen: als Zivilisten, als Soldaten, als Kriegsgefangene, als Bombenopfer, als Verfolgte, als Flüchtlinge, als „displaced persons“. Und auf allen, die überlebten, lastete, soweit sie Deutsche waren, das Andenken entsetzlicher, im deutschen Namen begangener Verbrechen.

Dennoch: es gab nach so viel Abbruch und Zerstörung wider Erwarten doch ein Weiterleben. 1945 war nicht das Ende Deutschlands, auch nicht das Ende des Freistaats Bayern. Und damit komme ich zum zweiten, wesentlich kürzeren Teil meiner Darstellung, zu der Zeit, die nach dem Zweiten Weltkrieg beginnt und in der wir bis heute leben.

#### **V. Der Freistaat nach 1945 – die Wendung nach vorn**

Nur die Älteren unter uns werden sich noch an das Leben in der ersten Nachkriegszeit erinnern. Der Kontrollrat der Alliierten hatte die Regierungsgewalt in Deutschland übernommen. Das Land wurde in vier Besatzungszonen aufgeteilt – ein kleingewordenes Land, in das Millionen von Flüchtlingen und Vertriebenen strömten. Das Leben in der ersten Nachkriegszeit war bedrückend: Ruinen, Gedränge in zertrümmerten Häusern und Städten, Trauer um tote und Sorge um vermisste Angehörige, der Kampf um Brot und

Wohnung, um die fällige Tagesration. Man war froh, davongekommen zu sein; man atmete auf, weil keine Bomben mehr fielen – viel mehr an Gefühlen gab die Situation nicht her. Kaum nahm man die weltpolitische Bewegung ringsum wahr: die Gründung der Vereinten Nationen, den verheißenen Ewigen Frieden, das Gericht der Sieger in Nürnberg, die angekündigte Verwandlung aller Machtpolitik in Moral – und dann, schon bald, den Katzenjammer des zerfallenden Kriegsbündnisses der Alliierten, versandende Konferenzen, den „Eisernen Vorhang“, der Deutschland teilte, den beginnenden „Kalten Krieg“.

Bayern hatte beim Start in die Nachkriegszeit Nachteile und Vorteile. Der elementare Nachteil: Das an Fläche größte deutsche Land hatte plötzlich die längste Außengrenze (nach Österreich, der Tschechoslowakei, später auch nach der DDR hin), und es hatte – neben Schleswig-Holstein – die meisten Flüchtlinge und Heimatvertriebenen (rund 2 Millionen) aufzunehmen, dazu 268.000 außerbayerische Evakuierte und 308.000 Ausländer. Ich zitiere Peter Claus Hartmann: „Bei einer Einwohnerzahl von damals 9,34 Millionen handelte es sich um zusammen 26,5 % der Gesamtbevölkerung.“ Dem standen Vorteile gegenüber: der amerikanischen Besatzungszone zugeschlagen, verlor Bayern zwar die Pfalz (und zeitweise Lindau), konnte aber im Übrigen seine geschichtliche Gestalt bewahren, was für sein politisches Fortkommen wichtig war. Und: Das politische Leben auf

Kommunal- und Landesebene begann überraschend früh, Parteien wurden neugegründet (die CSU, später die Bayernpartei) oder wieder zugelassen (SPD, KPD, später FDP). Und in der politischen Mannschaft, die Bayern in der Nachkriegszeit regierte, hatten bewährte Nazigeegner das Sagen: bei der SPD Wilhelm Hoegner, Waldemar von Knoeringen und Volkmar Gabert, bei der CSU Josef Müller, Fritz Schäffer, Alois Hundhammer und das Mitglied des Kreisauer Kreises Joseph-Ernst Fürst Fugger von Glött.

Die Eigenständigkeit Bayerns blieb auch in der Nachkriegszeit ein Hauptthema zwischen dem Freistaat und der nach 1948 neuerstehenden Bundesrepublik. Nachdem die Einführung eines bayerischen Staatspräsidenten bei den Beratungen zur Verfassung von 1946 ganz knapp, an einer Gegen-Mehrheit von nur einer Stimme, gescheitert war, richteten sich alle Energien der bayerischen Föderalisten – zu denen auch der SPD-Chef Hoegner gehörte – auf eine föderalistische Ausgestaltung des Grundgesetzes. In der entscheidenden Frage der Finanzhoheit der Länder unterlagen die Bayern freilich den zentralistischen Kräften, die in den meisten anderen Ländern und, wie sich zeigte, auch im Bund die Mehrheit hatten. In der Frage einer starken Länderkammer setzten sie sich jedoch auf Grund des Verhandlungsgeschicks von Ministerpräsident Hans Ehard durch, so dass man sagen kann, die Bundesrepublik verdanke die gewichtige Stellung des

Bundesrates im Wesentlichen bayerischen Interventionen.

Insgesamt erschien den bayerischen Vertretern im Parlamentarischen Rat der Grundgesetz-Entwurf zu wenig föderalistisch; so „lehnten im Parlamentarischen Rat bei 53 Ja- und 12 Neinstimmen sechs CSU-Abgeordnete das Grundgesetz ab, während zwei aus dem seit jeher reichstreuen evangelischen Franken stammende CSU-Vertreter sowie die in zentralistischer Tradition stehenden SPD- und FDP-Abgeordneten dafür stimmten“ (Hartmann).

Die Ablehnung wiederholte sich im Bayerischen Landtag, wo am 20. Mai 1949 nach einer siebzehnständigen Debatte unter dem Blitz und Donner eines nächtlichen Gewitters 101 Abgeordnete der CSU und der WAV gegen das Grundgesetz stimmten, während 64 Vertreter der SPD, FDP und zwei fränkische CSU-Abgeordnete dafür votierten. Die Begleitumstände mochten außerbayerischen Beobachtern freilich ungewöhnlich, ja abenteuerlich erscheinen: In seiner Eröffnungsrede ermahnte Landtagspräsident Horlacher die Versammlung zur Ruhe mit dem geradezu valentinesken Satz, man solle die Dinge nicht so tragisch nehmen, wie sie sind; dann fand der Antrag der Regierung, das Grundgesetz als rechtsverbindlich auch für Bayern anzuerkennen, wenn es von zwei Dritteln der übrigen Länder angenommen werde, eine Mehrheit von 97 Stimmen der CSU bei 70 Enthaltungen (SPD und FDP) und 6 Neinstimmen; und schließlich gelang es Ministerpräsident Hans Ehard, die paradoxe Situation in den Satz zusammenzufassen, man sage in Bayern zwar „Nein zum Grundgesetz, aber Ja zu Deutschland“.

Überhaupt Ehard! Er ist nicht zu wechseln mit Ludwig Erhard, der übrigens, damals noch parteilos, als Minister für Handel und Gewerbe dem ersten Kabinett Hoegner angehörte. Der Jurist Ehard aus Bamberg bildete zwischen 1946 und 1962 vier Kabinette, darunter zwei gemeinsam mit der SPD, und entwickelte sich zu einer prägenden Gestalt der CSU-Politik, zeitweilig auch als Vorsitzender der Partei. Dabei verfügte Ehard keineswegs über eine parteipolitische „Macht“, wie man sie Josef Müller und Alois Hundhammer und ihren Anhängern zuschrieb. Aber er war als katholischer Franke, verheiratet mit einer evangelischen Frau, der ideale Mann des Ausgleichs in Situationen, in denen sich in der CSU der Hundhammer- und der Müller-Flügel, die mehr konservativen und die mehr liberalen Kräfte, gegenseitig neutralisierten. So ist mit Ehard's Namen nicht nur die Münchner Konferenz von 1947 verbunden, das letzte gesamtdeutsche Treffen der west- und ostdeutschen Ministerpräsidenten, das freilich infolge der vorzeitigen Abreise der Ostzonenrepräsentanten scheiterte, sondern auch der erfolgreiche Kampf für den Bundesrat im Grundgesetz.

Noch einmal gelang es Wilhelm Hoegner, der nach Fritz Schäffer die zweite Nachkriegsregierung in Bayern gebildet hatte, an die Macht zurückzukehren. Dies geschah 1954 in der sogenannten Viererkoalition aus SPD, Bayernpartei, FDP und BHE, einem Bündnis, das die CSU – im Landtag nach wie vor die stärkste Partei – vorübergehend in die Opposition drängte. Die Viererkoalition brach zwar bereits nach knapp drei Jahren auseinander. Aber sie hinterließ zwei wesentliche Spuren: Es gelang in dieser Zeit, das Max-Planck-Institut für Physik und Astrophysik von Göttingen nach München zu verlagern – damit begann „Garching“ als Vorwort der deutschen Atomforschung seinen Lauf. Die Viererkoalition schuf auch die Voraussetzungen für die bis heute bestehende „Akademie für politische Bildung“



Foto: akg-images / Karl Schnoerr

Von 1962 bis 1978 amtierte Alfons Goppel als bayerischer Ministerpräsident. Die positive Entwicklung des Freistaats hängt, so der Autor, sehr eng mit dem Wirken dieses Regierungschefs

zusammen. Wie hier beim Empfang von Königin Elisabeth II. 1965 in München blickte die Welt immer wieder einmal auch auf Bayern.

in Tutzing – die erste und bislang unter den deutschen Ländern einzige gesetzlich verankerte Institution der politischen Bildung. Beide Initiativen wurden von den nachfolgenden CSU-Kabinetten unter Hanns Seidel und Hans Ehard aufgegriffen und weitergeführt.

Rückblickend staunt man, mit welcher Mühe und gegen welche Widerstände sich das parlamentarische Regierungssystem in Bayern durchgesetzt hat. Die Klammer föderalistischer Überzeugungen genügte offensichtlich nicht, um die erheblichen innerparteilichen Spannungen sowohl innerhalb der CSU wie auch bei der SPD im Zaum zu halten. Schon Ehard war ein Kompromisskandidat zwischen zwei Parteiflügeln gewesen. Später kam Alfons Goppel die gleiche Rolle zu. Gegen eine Alleinherrschaft des parlamentarischen Regierungssystems stand nicht nur ein nachwirkendes „monarchisches“ Gefühl – der Ministerpräsident wurde vor allem als „Landesvater“ gesehen! –, es standen dagegen auch die direkt-demokratischen, plebiszitären Möglichkeiten, die Wilhelm Hoegner höchst effektiv in die Bayerische Verfassung von 1946 eingebaut hatte, wobei ihn Erfahrungen aus seiner Schweizer Emigrationszeit leiteten. Man geht wohl nicht zu weit, wenn man sagt, dass in diesen direkt-demokratischen Elementen auch ein Stück der Revolutionserfahrungen von 1918/19 verarbeitet wurde.

## VI. Goppel und Strauß

Zur wirkungsvollsten Synergie von Regierungs- und Parteiarbeit kam es in der Ära Goppel, die von 1962 bis 1978 dauerte. Kein Ministerpräsident regierte im Freistaat Bayern länger als der aus Reinhausen bei Regensburg stammende Jurist und Verwaltungsmann, dessen

Familienwurzeln in das schwäbische Ries und in die Oberpfalz zurückreichten. Vor Goppel amtierten in Bayern vier Ministerpräsidenten: Fritz Schäffer, Wilhelm Hoegner, Hans Ehard und Hanns Seidel; nach ihm sechs: Franz Josef Strauß, Max Streibl, Edmund Stoiber, Günter Beckstein, Horst Seehofer und Markus Söder. Goppels Amtszeit und die seines Nachfolgers Strauß liegen ungefähr in der Mitte – sie gehören nicht mehr zur Epoche des Wiederaufbaus unmittelbar nach dem Krieg; und sie liegen noch vor dem Eintritt Bayerns in das Zeitalter globaler Veränderungen, in dem wir uns heute bewegen.

Die Goppel-Jahre waren Jahre der Modernisierung. Die Gebietsreform, ein Unternehmen von Montgelas'schen Dimensionen, verdankte ihr Gelingen hauptsächlich der Zähigkeit des Innenministers Bruno Merk, wurde aber vom Ministerpräsidenten nachhaltig unterstützt. Das erste Umweltministerium in Deutschland, ja in Europa, wurde gleichfalls in seiner Amtszeit geschaffen und mit Max Streibl besetzt (1970). Aber auch die Wirtschafts-, Verkehrs- und Energiepolitik unter den Ministern Otto Schedl und Anton Jaumann wurde zu einem Markenzeichen: Erdgas und Ölpipelines einschließlich moderner Raffinerien brachten bezahlbare Energie ins Land; die Wirtschaft nutzte die Chance, jenseits der alten Monostrukturen den Anschluss an das neue Zeitalter der Kunststoffe, des Leichtmetalls, der Kernenergie, der Elektronik, der Luft- und Raumfahrt zu gewinnen – und zwar nicht nur in den Ballungsräumen, sondern mehr noch auf dem Land. Der Rückstand beim Bruttoinlandsprodukt reduzierte sich in der Ära Goppel von 11% auf 3%. Bayern verbesserte seine revierferne Lage zwischen den Alpen und einer 775 km langen, damals noch

rundum verriegelten Ostgrenze durch den Ausbau überregionaler Verkehrsverbindungen – vom Ausbau des Rhein-Donau-Kanals und des Straßennetzes bis zur Grundsatzentscheidung für den neuen Münchner Flughafen. Das Land wurde zu einem attraktiven Industriestandort und auf Jahrzehnte hin zum Wachstumsland Nummer 1 der Bundesrepublik.

Die wirtschaftliche Dynamisierung schuf auch die Voraussetzungen für einen umfassenden Schul- und Hochschulausbau in Bayern. Das gesamte schulische und außerschulische Bildungswesen wurde in den siebziger Jahren gesetzlich neugestaltet – von den erstmals als Bildungseinrichtungen konzipierten Kindergärten bis zum beruflichen Schulwesen, von den Hochschulen bis zur Erwachsenenbildung und zur Denkmalpflege. Dass Alfons Goppel zugleich der Juristin Mathilde Berghofer-Weichner als erster Frau in der Geschichte Bayerns ein Regierungsamtsamt übertrug – 1974 als Staatssekretärin im Kultusministerium – rundet das Bild.

Goppel und Strauß waren sehr verschiedene Menschen, ergänzten sich aber trefflich. Strauß der Mächtige, Goppel der Bedächtige, Strauß der Vorantstürmende, Goppel der im Hintergrund Sichernde und Bewahrende – diese Rollenenteilung kam in der Öffentlichkeit gut an. Mit dieser Doppelspitze erstarkte die CSU in ganz Bayern und erklimmte Höhen der Zustimmung durch die Wähler, die sie später nie wieder erreichte. In der Landtagswahl 1974 erhielt die Partei 62,1% der Stimmen – der Gipfelpunkt ihrer Popularität überhaupt.

Am 7. November 1978 bildete Franz Josef Strauß als Bayerischer Ministerpräsident sein erstes Kabinett. Die Rolle war neu für ihn: er war ja immer Bundespolitiker gewesen, ein Mann der internationalen Politik mit weit ausgreifenden



Foto: STUK

*Das offizielle Foto von Hans Maier als bayerischer Staatsminister für Unterricht und Kultus, wie es in seiner Amtszeit von 1970 bis 1986 unzählige bayerische Schülerinnen und Schüler in Publikationen des Ministeriums sahen.*

Interessen. Die Jahre der Opposition in Bonn seit 1969 hatte er dazu benutzt, in vielen Weltreisen fast alle Potentaten dieser Erde persönlich kennenzulernen. Seine Personenkenntnis war stupend, und an Kenntnis der politischen Geographie rund um den Globus kamen ihm nur wenige gleich.

Und nun plötzlich Landesvater in Bayern? Ich vergesse nicht die Blicke, mit denen Strauß 1978 die niedere Decke des CSU-Fraktionssaals im Münchner Maximilianeum mit den Augen maß: Das war ihm alles zu klein, zu eng – obgleich er die Landesrolle nach einer Zeit des Übergangs und der Einübung mit seiner massigen Gestalt prall ausfüllte.

Am Kabinetttisch änderte sich nun der Stil. Während Goppel bei Sitzungen nicht viel gesprochen hatte und gleich zur Sache gekommen war, um dann den zuständigen Ministern das Wort zu überlassen, leitete Strauß die Sitzungen meist mit längeren Ausführungen zur politischen Lage ein, die sich keineswegs auf die Landes- und Bundespolitik beschränkten. Internationale Politik, strategisch-technologische Fragen, Weltwirtschaftsprobleme, geopolitische Analysen standen im Vordergrund. In die sachlichen Bemerkungen streute der Ministerpräsident Persönliches ein: Erinnerungen und Zitate, Anekdoten und Porträts. Das war meist spannend, oft amüsant, ich habe von diesen Ausführungen – manchmal richtigen kleinen Kollegs – viel gelernt. Aber nach einiger Zeit sah man, wenn man an die lange Tagesordnung dachte, doch besorgt auf die große eckige Uhr in der Mitte des Kabinetttisches.

Strauß blieb bis zuletzt in München, obwohl er 1980 noch einmal – vergeblich – als Kanzlerkandidat gegen Helmut Schmidt antrat. Er hatte in der deutschen Nachkriegspolitik vieles, aber nicht alles erreicht – nicht das, was er sich wohl von Anfang an vorgenommen hatte. Was wäre wohl geschehen, „wäre er hinaufgeklommen“, hätte er den Weg an die Spitze der Bundespolitik gefunden? Das bleibt Gegenstand von Spekulationen. Ein Hauch von Vergeblichkeit umgibt diesen hochbegabten, vitalen, vor Energie fast berstenden Mann, der mir immer als eine urbayerische Figur erschienen ist und dem doch eines ganz fremd war: die große bayerische Ruhe.

Im Innern Bayerns haben die drei Kabinette Strauß, aufs Ganze gesehen, weniger bewegt als die vier Kabinette Goppel. Der Main-Donau-Kanal blieb Fragment, zumindest zu Lebzeiten von Strauß; die in Wackersdorf geplante atomare Wiederaufarbeitungsanlage wurde unter seinem Nachfolger Max Streibl wieder aufgegeben. Nur der Flughafen München und die Deutsche Airbus GmbH kamen voran und erinnern bis heute an die Ära Strauß. Es lag nicht nur an der kürzeren Dauer der Regierungszeit, es lag auch daran, dass unter Strauß viele Initiativen erstarrten, dass die Risikobereitschaft vieler Einzelner abnahm. Die kollegiale Ermunterung und Motivation, die Nähe zur Verwaltung – Goppels große Stärken – fehlten ihm. An ihre Stelle trat ein System der Kontrollen durch die Staatskanzlei – was die Initiative und Unternehmungslust der Ressorts nicht förderte.

So wird man Strauß ohne Frage als einen bedeutenden Parteichef – den wohl bedeutendsten der CSU – betrachten können, er hat die Partei wie kein anderer geprägt. Er legte auch großen Wert darauf, mit europäischen Spitzenpolitikern von gleich auf gleich zu verkehren: Einmal zeigte er mir stolz an seinem Schreibtisch Briefe an Margaret Thatcher und an Valéry Giscard d'Estaing, die er in seiner kalligraphischen Schrift von Hand geschrieben hatte. In der bayerischen Verwaltung und Politik dagegen hat er schwächere Spuren hinterlassen als sein Vorgänger. Und in der Verwaltung stießen seine heftigen, aber meist punktuellen Ausbrüche oft auf den Widerstand der Beamtenschaft, die an Nachhaltigkeit gewöhnt war; unter ihr ging der Spruch um: „Kontinuität hält der nicht aus!“

Bayern machte unter den Nachfolgern von Strauß wirtschaftlich und politisch weitere Fortschritte. In Max Streibls kurzer Amtszeit überschritt der Freistaat im Finanzausgleich erstmals die Schwelle vom Nehmer- zum Geberland und hat diese Position bis heute gehalten, ja ausgebaut. Bayern ist heute das größte Geberland der Bundesrepublik. Vor allem die Bundeshauptstadt Berlin, durch mangelhafte Verwaltung hoch verschuldet, hängt seit vielen Jahren am bayerischen Tropf.

Unter Edmund Stoiber kam das Land durch einen rigorosen Sparkurs, aber auch durch eine High-Tech-Offensive der Schuldenfreiheit nahe; ein Verdienst war es auch, dass der Ministerpräsident versuchte, gemeinsam mit dem SPD-Chef Müntefering den Föderalismus zu reformieren und „wetterfest“ zu machen. (Heute muss man um diesen Gewinn schon wieder fürchten!) In den Landtagswahlen 1994 und 1998 behauptete die CSU ihre absolute Mehrheit in Bayern; 2003 erreichte sie mit 57,3% das zweitbeste Ergebnis ihrer Geschichte. Edmund Stoiber gelang es auch, was bis dahin nur Franz Josef Strauß geglückt war, durch ein Votum von CSU und CDU als Kanzlerkandidat nominiert zu werden. Der Sprung in die Bundespolitik gelang dem quirligen Oberbayern oberpfälzischer Herkunft freilich nicht, und auf dem Höhepunkt der Macht warf ihn ein innerparteilicher Aufstand plötzlich nieder.

Günter Beckstein, Franke, engagierter Protestant und bundesweit renommierter bayerischer Innenminister, trat nach einigen Turbulenzen seine Nachfolge an. Er behielt das Amt jedoch nur ein knappes Jahr, da die CSU in den Landtagswahlen von 2008 jäh abstürzte und ihre seit vier Jahrzehnten bewahrte absolute Mehrheit verlor. Sein Nachfolger Horst Seehofer, wie Strauß aus der Bundespolitik kommend, konnte 2013 die absolute Mehrheit für die CSU zurückerobern, er regierte 10 Jahre lang erfolgreich, wobei sein volatiles Temperament ihm half, sich in der sich ausbreitenden populistischen Strömung zu behaupten. Im Januar dieses Jahres verzichtete er – nicht ganz freiwillig – zugunsten von Markus Söder auf sein Regierungsamt (nicht auf sein Parteiamt) und kehrte als Bundesinnenminister wieder in die Bundespolitik zurück.

## VII. Ein Blick in die Zukunft

Damit sind wir in der unmittelbaren Gegenwart und dürfen abschließend einen Blick in die Zukunft wagen. Wie wird sich der Freistaat in den kommenden Jahren entwickeln? Wird er wieder, wie in den Anfängen und auch unmittelbar nach 1945, von Koalitionsregierungen geprägt werden? Wird die Alleinregierung der CSU von 1962 bis 2008 und von 2013 bis 2018 eine Ausnahme bleiben? Wie wird sich Bayerns

Einfluss auf die anderen Länder, auf den Bund, auf die Europäische Union entwickeln? Welche Rolle wird das Land in Berlin, in Brüssel, in Straßburg spielen? Bayern konnte nach 1918 nur einen kleinen Teil seiner bei der Reichsgründung errungenen oder bewahrten Sonderrechte in die demokratische Ära mitnehmen – im Wesentlichen seine Gesandtschaft beim Vatikan, die bis 1934 bestand. Es hat aber auch ohne ausdrücklich eingeräumte Sonderrechte in der Reichspolitik – und später in der Bundespolitik – stetig mitgewirkt und nicht selten eine wichtige Rolle gespielt.

Den Einfluss Bayerns auf die föderalistische Ausgestaltung des Grundgesetzes habe ich schon erwähnt. Die Bundespolitik war seit ihren Anfängen 1949 ohne bayerische Politiker nicht zu denken; ich erwähne aus der CSU nur Fritz Schäffer, Richard Stücklen, Franz Josef Strauß und Theo Waigel; aus der SPD Hans Jochen Vogel; aus der FDP Josef Ertl und Sabine Leutheusser-Schnarrenberger. Strauß und Stoiber haben für das Amt des Bundeskanzlers kandidiert. Goppel wurde als möglicher Bundespräsident genannt. Waigel spielte eine zentrale Rolle bei der Finanzierung der Wiedervereinigung und bei der Einführung der gemeinsamen Währung in der EU. Es gab auch Ansätze einer bayerischen Außenpolitik: Früh war Bayern in Straßburg und in Brüssel präsent; mit der „Arge Alp“ (der „Arbeitsgemeinschaft der Alpenländer“) entwickelte sich unter Goppel eine Form kultureller Zusammenarbeit mit den Nachbarn im Süden und Osten, die Schule machte. Max Streibl setzte sich für ein „Europa der Regionen“ ein. Auch Strauß engagierte sich in zahlreichen Reden – eine in Ottobrunen wurde berühmt – für Europa und die europäische Integration. Von ihm stammt die klassische Formel: „Bayern ist unsere Heimat, Deutschland unser Vaterland, Europa unsere Zukunft.“

Diese Losung, so meine ich, muss sich in den nächsten Jahren in Bayern neu bewähren. Denn es hat in der bayerischen Nachkriegspolitik auch Brüche und Verwerfungen gegeben, die ich nicht verschweigen will – im Verhältnis zum Bund, aber auch im Verhältnis der CSU zur Schwesterpartei CDU. Ein erster Bruch war der Beschluss von Kreuth 1976, der die Einheit der Union in Frage stellte. Er wurde glücklicherweise in kurzer Zeit überwunden. Tiefere Einschnitte haben wir seit 2015 in der Flüchtlingspolitik erlebt – mit Zuspitzungen in jüngster Zeit, die sogar die Regierungsarbeit in Berlin und die Existenz der großen Koalition bedrohten. In all diesen Bereichen müssen wir wieder stabile Grundsätze entwickeln, Beständigkeit zeigen und persönliche Animositäten zurückstellen. Es gilt die Treue zu den Anfängen zurückzugewinnen, ohne welche die Bewältigung der Zukunft nicht gelingen wird.

100 Jahre Freistaat Bayern. Ich sprach von einem Auf und Ab, einer wirbelförmigen, janusköpfigen Geschichte. Ich wiederhole es: Im 20. Jahrhundert hat Bayern zunächst nach rückwärts geblickt, es hatte in der ersten Nachkriegszeit (nach 1918) Mühe, sich von der Vergangenheit loszureißen. Dann hat es sich, nach 1945, aus tiefen Trümmern kräftig nach vorn bewegt. Heute ist es ein angesehenes, wirtschaftlich starkes, politisch und kulturell anziehendes Land. Jeder, der in Bayern lebt, und viele Deutsche außerhalb, wünschen sich, dass es so bleiben möge. Und so wollen auch wir an diesem Abend den Freistaat Bayern, dieses kräftige Stück Deutschland, hochleben lassen. Unser schönes Land, unsere Heimat möge auch in den nächsten hundert Jahren mit der Tatkraft aller Bürger wachsen, blühen und gedeihen – das walte Gott! □

# Der Dreißigjährige Krieg des 17. Jahrhunderts

Zwei grundlegenden Fragen zum 30-jährigen Krieg ging der bekannte Berliner Politikwissenschaftler Herfried Münkler bei seinem Vortrag am 9. Oktober 2018 vor mehr als 500 Zuhörern nach. Wieso dauerte dieser Konflikt im 17. Jahrhundert so lange und konnte schließlich nur nach

langwierigen Verhandlungen mühevoll beendet werden? Und für die Gegenwart wichtig! Sehen wir in den vielen grausamen Auseinandersetzungen Europas eine Wiederkehr des Typus von Konflikten, wie es der 30-jährige Krieg einer war?

## Was wir aus dem Krieg für Gegenwart und Zukunft lernen können

Herfried Münkler

Es war ein vergleichsweise harmloses Ereignis, das einen Krieg auslöste, der nicht nur dreißig Jahre gedauert hat, sondern in dem auch etwa ein Drittel der in den Territorien des Hl. Römischen Reichs Deutscher Nation lebenden Menschen den Tod fanden – nicht nur durch unmittelbare Kriegshandlungen, sondern auch infolge von Hungersnöten und Seuchenwellen, die schon bald zu Begleitern der durchziehenden Heere und der Flüchtlingsströme wurden. Das Missverhältnis zwischen dem Prager Fenstersturz und einem Krieg, der ganz Deutschland verheerte, hat seit jeher alle umgetrieben, die sich mit diesem Krieg beschäftigt haben.

Man hat deswegen, wie das auch beim Ersten Weltkrieg und dessen Auslösung durch das Attentat auf den österreichisch-ungarischen Thronfolger Franz Ferdinand und dessen Frau in Sarajewo der Fall war, auf die von dem altgriechischen Historiker Thukydides eingeführte Unterscheidung zwischen „Anlass“ und „Ursache“ zurückgegriffen: der Prager Fenstersturz war bloß der Anlass für einen Krieg, dessen Ursachen, so die These, tiefer lagen, und dann wurden die konfessionelle Spaltung, die Paralyse der Reichsinstitutionen infolge der konfessionellen Konflikte und schließlich die Dominanz radikaler Gruppen innerhalb von Protestantismus und Katholizismus genannt. In der Folge dieser „Erklärung“ des Krieges ist dieser dann als Konfessions- bzw. Religionskrieg begriffen worden. Aber trifft das wirklich zu? – Darum soll es im ersten Teil gehen.

Ein weiteres Problem bei der Betrachtung dieses Krieges besteht in der Beantwortung der Frage, warum der Krieg so unendlich lange gedauert hat und warum es nicht gelungen ist, ihn früher zu beenden – etwa nach dem Sieg des Kaisers und der katholischen



Prof. Dr. Herfried Münkler, Professor für Theorie der Politik an der Humboldt-Universität zu Berlin

Liga in der Schlacht am Weißen Berg über das böhmische Ständeheer im Oktober 1620. Es hätte sich dann um den „böhmischen Krieg“ gehandelt, und für den würden sich heute außer ein paar Spezialisten niemand mehr interessieren. Oder nach dem Lübecker Frieden von 1628, mit dem die Interventionsmacht Dänemark aus dem Krieg ausschied. Oder mit dem Prager Frieden von 1635, als der Kaiser auf dem Höhepunkt seiner Macht und die proprotestantische Interventionsmacht Schweden militärisch am Rande des Abgrunds stand. Der Krieg hat danach noch dreizehn Jahre gedauert, und der Höhepunkt der Verheerung Deutschlands

stand noch bevor. Oder anders gefragt: Warum ist keine der großen Schlachten dieses Krieges zur definitiven Entscheidungsschlacht geworden?

Und schließlich ist da noch die Frage, ob wir etwas – und wenn ja, was – aus dem Dreißigjährigen Krieg für die Gegenwart lernen können, seitdem das Religiös-Konfessionelle wieder zu einer Kriegsursache geworden ist? Und vor allem: Können wir etwas aus dem Westfälischen Frieden lernen, der in Münster und Osnabrück über mehr als vier Jahre lang ausverhandelt worden ist und durch den nicht nur der Krieg beendet, sondern zugleich eine grundlegend neue politische Ordnung in Europa geschaffen worden ist? Oder ist die Beschäftigung mit diesem Krieg ein Abtauchen in einen Abschnitt der Geschichte, der definitiv vergangen ist und für den sich nur noch die interessieren, denen die Erforschung der Vergangenheit ein Selbstzweck ist? – Um diese drei Fragen soll es im Folgenden gehen.

### I. Warum aus dem Prager Fenstersturz ein verheerender Krieg wurde

Beim Prager Fenstersturz ist keiner der „Defenestrierten“ ums Leben gekommen. Der böhmische König Ferdinand hätte also durchaus die Möglichkeit gehabt, mit den Aufständischen zu verhandeln und zu versuchen, eine Lösung zu finden, die beide Seiten zufriedengestellt hätte. Seine Vorgänger Mathias und Rudolf hätten das wahrscheinlich getan – nicht zuletzt deswegen, weil sie nicht die Möglichkeit gehabt hätten, starke Truppenverbände aufzustellen, um sie gegen eine Rebellion in Böhmen einzusetzen. Das war in Ferdinands Fall anders: erstens, weil an der Balkanfront Ruhe herrschte, da das Osmanische Reich sich in Mesopotamien persischer Angriffe zu erwehren hatte und das Gros ihrer Streitkräfte dort im Einsatz war, und zweitens, weil sich die Madrider Linie des Hauses Habsburg, König Philipp III., entschlossen hatte, die Wiener Verwandten in dem Konflikt mit Geld und Truppen zu unterstützen.

Es waren somit zwei Umstände, die es Ferdinand ermöglichten, statt auf Verhandlungen auf Gewalt zu setzen: der Frieden auf dem Balkan und der spanische Entschluss, seine Mittelmeerpläne hintanzustellen und sich stattdessen in Mitteleuropa zu engagieren. Das war eine bemerkenswerte Entscheidung, die einer genaueren Betrachtung bedarf. Spanien war damals der mächtigste Akteur in Europa, wobei die spanische Macht auf zwei Pfeilern beruhte: dem Silber aus der „neuen Welt“ und den in Flandern, der Wallonie sowie Norditalien rekrutierten Regimentern, die seit etwa einem Jahrhundert zu dem Besten gehörten, was in Europa an militärischen Fähigkeiten anzutreffen war. Und während die spanische Linie des Hauses Habsburg – Karl V. hatte das Reich zwischen seinem Sohn Philipp II. und seinem Bruder Ferdinand I. aufgeteilt – über die *materiellen Ressourcen* für die Position einer europäischen Vormacht verfügte, besaß die deutsche Linie die *Legitimität* für die Inanspruchnahme dieser Vorherrschaft, da sie seit etwa einhalb Jahrhunderten den Kaiser stellte. Über eine solche Zusammenballung von materiellen und ideellen Machtressourcen verfügte kein anderer Akteur.

Aber Spanien hatte ein Problem, und das war der Aufstand in den nördlichen Niederlanden, der nun schon mehrere Jahrzehnte andauerte und den die Spanier nicht niederzuwerfen vermochten. Die Zähigkeit, mit der sich die Niederländer gegen die spanische Weltmacht behaupteten, zehrte an deren Reputation: Offenbar war Spanien doch nicht so übermächtig, wie man geglaubt hatte. Reputation war auch zu Beginn des

17. Jahrhunderts schon eine relevante Währung der „internationalen“ Politik. Reputation sorgte nämlich dafür, dass man nicht ständig auf Zwangsgewalt zurückgreifen musste, sondern dass sich potentielle Widersacher freiwillig fügten. Der Einsatz von Zwangsmitteln war teuer, Reputation hingegen war ein ausgesprochen kostengünstiges Mittel bei der Behauptung eines Vormachtanspruchs. Wir würden heute von „soft power“ (J. Nye) sprechen. Ein Imperium stand umso besser da, je mehr es sich auf seine Reputation verlassen konnte. Als man sich in Madrid zur Unterstützung des Wiener Veters gegen die Böhmen entschloss, herrschte in den Niederlanden gerade ein Waffenstillstand, mit dessen Folgen die führenden spanischen Politiker unzufrieden waren. Mit Aufständischen einen Waffenstillstand abzuschließen war der halbe Weg zu ihrer Anerkennung als gleichrangiger Akteur.

Die Madrider Entscheidung zur Unterstützung der Wiener Verwandtschaft war also keineswegs so selbstlos, wie es auf den ersten Blick den Anschein haben mag. Das Kalkül der spanischen Politik sah vor, alles zu tun, damit den deutschen Habsburgern kein „zweites Holland“ entstand, und wenn der böhmische Aufstand mit Hilfe spanischen Militärs niedergeworfen würde, was aufgrund der geographischen Verhältnisse sehr viel leichter sein sollte als in den Niederlanden, wo die Aufständischen das Land unter Wasser setzen konnten, um militärische Operationen zu verhindern, würde das auch den Ruf der Unbesiegbarkeit des spanischen Militärs wiederherstellen. Und schließlich konnte man danach eine angemessene Gegenleistung erwarten, und die würde in einem Angriff des Hauses auf die Niederlande bestehen, und dann würde man der Aufständischen Herr werden. Also transferierte man große Summen Golddukat nach Wien und setzte die besten Regimenter aus Flandern und der Wallonie nach Böhmen in Marsch.

Fassen wir das bislang Gesagte zusammen, so waren es mindestens drei Gründe, die dafür sorgten, dass aus dem antihabsburgischen Aufstand ein Krieg wurde, der das ganze Hl. Römische Reich erfassen sollte. Da war zunächst der Verfassungskonflikt in Prag, der sich um die Frage drehte, welche Rechte der König besaß und in welchem Maß er bei der Regierung des Landes auf die Stände Rücksicht nehmen musste oder gar auf deren Zustimmung angewiesen war. Dieser Verfassungskonflikt hatte auch beim Aufstand der Niederlande eine zentrale Rolle gespielt, und er sollte sich ab 1640 in England wiederholen, wo das Parlament in der „bloody revolution“ gegen den König Krieg führte und ihn schließlich hinrichten ließ. Insofern gehört der böhmische Aufstand in die Frühphase der europäisch-atlantischen Revolutionen, in deren Verlauf die Parlamentarisierung der Regierungsmacht durchgesetzt wurde. Was in anderen Fällen zu Revolutionen oder der Verselbständigung von Staaten gegenüber einem Imperium wurde, entwickelte sich in Böhmen zu einem Krieg, der zwar im wesentlichen auf deutschem Boden ausgetragen wurde, aber tatsächlich ein europäischer Krieg war.

Es waren indes nicht nur seine absolutistischen Neigungen, sondern auch seine gegenreformatorischen Vorstellungen, die Ferdinand dazu veranlassten, mit den aufständischen Böhmen nicht zu verhandeln und nach einem verfassungspolitischen Kompromiss zu suchen. Die konfessionelle Aufladung des Verfassungskonflikts, die bereits in den Niederlanden eine Rolle gespielt hatte, sorgte dafür, dass es nicht bei einer Auseinandersetzung zwischen böhmischen Ständen und habsburgischem König blieb, sondern die Aufständischen auf



Foto: akq-images

Ein kleiner Anlass – der Prager Fenstersturz, der hier auf dem Kupferstich von Matthäus Merian abgebildet ist – hatte einen 30-jährigen Krieg zur Folge.

Anstatt schnell einen Ausgleich zu suchen, ließen alle Beteiligten den Konflikt 1618 eskalieren: Zu viele Interessen waren betroffen.

ein Netz protestantischer Unterstützungsmächte zurückgreifen konnten, die den Böhmen den Rücken stärkten und sie mit Geld unterstützten, so dass die über ihr Ständeheer hinaus weitere Truppen anmieten konnten. Das wiederum führte dazu, dass sie sich den spanischen Truppen nicht umgehend geschlagen geben mussten. Aus dem Aufstand wurde ein Krieg. Dies war die zweite Ebene des Krieges, die von Anfang an eine zentrale Rolle spielte: der konfessionelle Konflikt innerhalb Europas, durch den sowohl die Bündnis- als auch

die Feindschaftslinien vorgezeichnet waren, was dafür sorgte, dass der Konflikt nicht auf Böhmen beschränkt blieb, sondern von Anfang an zu einem europäischen Konflikt wurde. Freilich war 1618/1619 noch offen, wie viele Akteure in diesen Krieg hineingezogen würden.

Es wäre jedoch falsch, aus dem Umstand, dass dieser Krieg – auch – ein Konfessionskrieg war, zu schlussfolgern, er sei dies gänzlich oder auch nur hauptsächlich gewesen. Das war er keineswegs, und neben der Überlagerung des

Verfassungs- und des Konfessionskonflikts spielte bis 1631 (und teilweise auch noch darüber hinaus) eine Rolle, dass die politischen Akteure entscheiden konnten, ob sie den Krieg eher als einen Verfassungs- oder als einen Konfessionskonflikt ansahen. Das spielte vor allem im Fall des sächsischen Kurfürsten eine Rolle, der als Oberhaupt der Lutheraner in Deutschland keineswegs auf Seiten der aufständischen böhmischen Protestanten in den Krieg eingriff, sondern es länger als ein Jahrzehnt mit dem Kaiser hielt. Johann Georg hätte jedoch bestritten, dass er damit de facto für die katholische Seite Partei ergriff und in Abrede gestellt, dass es sich wesentlich um einen Konfessionskrieg handelte. Er sah vielmehr vor allem den Verfassungskonflikt, also den Aufstand des Adels gegen den König, und der war für ihn Widerstand gegen die Obrigkeit. Das aber kam für einen Lutheraner mit Blick auf Römer 13, wo jedermann aufgerufen wird, der Obrigkeit untertan zu sein, denn diese sei von Gott, nicht in Frage. Also hielten es die Sachsen – und in ihrem Schlepptau auch die reformierten Brandenburger – lange mit dem Kaiser. Hier gingen die Frontlinien mitten durch die konfessionellen Lager hindurch.

Neben der Ablehnung einer jeden Form von Aufruhr spielte für den sächsischen Kurfürsten indes noch etwas ganz anderes eine Rolle, und das war das Interesse an der Ausweitung seines Herrschaftsgebiets. Johann Georg hatte sein Auge nämlich auf die Ober- und Niederlausitz geworfen und beide Herrschaftsgebiete, die mit den aufständischen Böhmen, wie auch mit Schlesien und Mähren, ein Verteidigungsbündnis eingegangen waren, sich als Pfand für die Militärhilfe aushändigen lassen. Johann Georg ließ die beiden Lausitzen von seinen Truppen besetzen, strich dort Steuern und Abgaben ein und setzte darauf, beide Gebiete seinem Kurfürstentum

eingliedern zu können. Das waren sehr profane Motive, wie man sie im klassischen Staatenkrieg findet, in dem es um Grenzverschiebungen und die Ausweitung eines Herrschaftsgebiets geht.

Diese weitere Ebene des Krieges spielte neben dem sächsischen Kurfürsten auch für Herzog Maximilian von Bayern eine Rolle, der nicht nur an der Übertragung der Kurwürde von dem in Heidelberg residierenden Pfälzer Friedrich auf ihn selbst interessiert war, sondern auch an der Eingliederung der Oberpfalz in das Herzogtum Bayern. Reputationsgewinn und Machtvergrößerung trieben Maximilian an, auch wenn daneben sein gegenreformatorischer Eifer eine wichtige Rolle spielte. Ganz selbstlos stellte er das von Generalleutnant Tilly kommandierte Heer der Liga Ferdinand nicht zur Verfügung, sondern erst, nachdem ihm der 1619 zum Kaiser Gewählte als Gegenleistung den Kurhut und die Oberpfalz zugesagt hatte. Ferdinand sah sich dazu gezwungen, nachdem es den spanischen Truppen nicht gelungen war, die Böhmen zur Schlacht zu stellen und sie zu schlagen. Nicht zuletzt die protestantische Unterstützung der Böhmen, die inzwischen Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz anstelle Ferdinands zum König gewählt hatten, machte diese neuerliche Ausweitung des Krieges erforderlich. Mit ihr war die Ordnung des Reichs zur Disposition gestellt. Von nun an ging es nicht nur um die Verfassung Böhmens, sondern auch um die des Reichs.

So wurden immer neue Konflikte in den Krieg hineingezogen, und je mehr das der Fall war, desto schwieriger wurde es, den Krieg zu beenden. Außer einem Verfassungskrieg, einem Konfessionskrieg und einem Staatenkrieg war der Krieg auch ein Hegemonialkrieg, und er war das spätestens von dem Zeitpunkt an, da Richelieu begriff, dass sich ihm hier die Möglichkeit zur Aufsprengung des Rings der Habsburger um Frankreich bot bzw. dass Habsburg, wenn es in diesem Krieg erfolgreich war, Frankreich endgültig umklammern würde. Mehr und mehr machte er Frankreich zur Kriegspartei: erst mit Subsidien an die Schweden, seit 1635 dann auch mit eigenen Truppen. Die Neuordnung Europas wurde auf deutschem Boden ausgefochten. So wurde der böhmische Aufstand zum europäischen Krieg.

## II. Warum der Krieg so lange dauerte

Natürlich waren die vier Ebenen, auf denen der Krieg stattfand, einer der Hauptgründe dafür, dass alle Friedensbemühungen ein ums andere Mal scheiterten. Wobei die Vorstellung von den Ebenen des Krieges den Eindruck vermittelt, die Motive und Ziele des Krieges seien voneinander apart gewesen, was aber nicht der Fall war. Sie drängten vielmehr einander, und es lässt sich nicht generell sagen, welches der Motive das ausschlaggebende war. Das lässt sich nur im konkreten Einzelfall abschätzen, und auch da muss man davon ausgehen, dass sich die Bedeutung der Kriegsgründe und Kriegsziele im Kalkül eines politischen Akteurs im Laufe der Zeit verschoben. Diese sich ständig verändernde Gemengelage war einer der Gründe dafür, dass weder der Ausgang einer großen Schlacht, also die Entscheidung über Sieg und Niederlage, noch ein Friedensvertrag zwischen einigen der kriegsbeteiligten Parteien den Krieg beendete.

Die Historiker haben den Dreißigjährigen Krieg als einen aus mindestens vier Kriegen bestehenden Krieg beschrieben: dem böhmisch-pfälzischen Krieg, der trotz der vernichtenden Niederlage der Böhmen am Weißen Berg



Für den YouTube-Kanal der Katholischen Akademie Bayern entstanden zwei Videos. In einem kann man den

Vortrag nachhören, ein zweiter Kurzfilm fasst Professor Müncklers Aussagen präzise zusammen.

und der militärischen Erfolge Tillys und seiner spanischen Verbündeten in der Ober- und der Rheinpfalz nicht zu Ende ging, sondern sich im niedersächsisch-dänischen Krieg fortsetzte, als Christian IV. von Dänemark in den Krieg eingriff, wobei er sich auf den Rückhalt der protestantischen Mächte im Nordwesten Europas stützen konnte. Beim Eingreifen des Dänen, der als Herzog von Holstein ein Reichsstand war, spielten ein weiteres Mal unterschiedliche Motive und Ziele eine Rolle: die Verfassungsfrage, die Konfessionsfrage und nicht zuletzt die dänische Position im Machtgefüge von Ost- und Nordsee. So lebte der Krieg wieder auf, und er wurde auf der Gegenseite dieses Mal nicht nur von Tilly, sondern auch von Wallenstein geführt, der für den Kaiser ein gewaltiges Heer aufgestellt hatte. Tilly und Wallenstein zerschlugen Christians Streitkräfte und besetzten Dänemark bis zur nördlichen Küste Jütlands, aber sie waren nicht in der Lage, dem König auf die dänischen Inseln zu folgen oder ihm die Kontrolle der Ostsee, die er mit Hilfe seiner Flotte behauptete, streitig zu machen.

Damit wird eine weitere Ursache für die lange Dauer des Krieges sichtbar: der Umstand, dass keine der großen Schlachten in der Lage war, den Krieg zu entscheiden, weil die je siegreiche Macht nicht die Fähigkeiten besaß, den militärischen Erfolg in uneingeschränkte politische Dominanz umzuwandeln. Wallensteins Siegeszug endete an den Küsten von Ost- und Nordsee, weil er keine Flotte aus dem Boden stampfen konnte, wie er zuvor Heere aus dem Boden gestampft hatte. Zum Symbol für die Grenze von Wallensteins im Landkrieg überlegene Macht wurde die Stadt Stralsund, die der kaiserliche Generalissimus nicht zu erobern vermochte, da sie über See versorgt wurde. Einige Jahre später wiederholte sich das bei dem Schwedenkönig Gustav Adolf, der bis über die Donau vorgestoßen war und die Heere Tillys in großen Schlachten zertrümmert hatte, nun aber nicht auf Wien ins Zentrum der kaiserlichen Macht marschieren konnte, weil dann seine Versorgungslinien nach Pommern und zur Ostsee überdehnt worden wären. Also führte er einen systematischen Verwüstungskrieg gegen Bayern, um Herzog Maximilian die Mittel zur Fortführung des Krieges zu nehmen; aber das war nur ein weiterer Eskalationsschritt des Krieges, ohne dass damit eine kriegsentscheidende Entwicklung verbunden gewesen wäre. Immer mehr trat im Verlauf des Krieges an die Stelle des anfänglichen Gedankens einer Niederwerfung des Gegners die Strategie der Ermattung, was eine weitere Erklärung für die lange Dauer des Krieges ist.

Das Ausscheiden Christians IV. von Dänemark im Frieden von Lübeck führte nicht zum Ende des Krieges, weil nun der alte Kontrahent der Dänen um die Hegemonie im Ostseeraum, nämlich Schweden, in den Krieg eingriff – der offiziellen Lesart nach, um den Protestantismus in Deutschland zu retten, was für Gustav Adolf zweifellos eine Rolle spielte, aber zweifellos auch, um im Hegemonialkonflikt der beiden Mächte Skandinaviens den Sieg davonzutragen. 1644 haben Schweden und Dänemark dann gegeneinander Krieg geführt, obwohl beide dem Lutherschen Bekenntnis anhängen. Das zeigt einmal mehr, dass der Dreißigjährige Krieg kein reiner Religionskrieg, sondern immer auch ein Staaten- und ein Hegemonialkrieg war. So begann mit der Landung Gustav Adolfs im Jahre 1630 auf Usedom der schwedische Krieg, der bis zur Schlacht von Nördlingen (1634) dauerte und dann in den schwedisch-französischen Krieg überging. Im Prager Frieden von 1635 unternahm der Kaiser



Foto: akg-images

*Die vergebliche Belagerung von Stralsund an der Ostsee – dieser Plan von Johann Staupe zeigt die de facto Insellage der Stadt Mitte des 17. Jahrhunderts – markiert symbolisch das Ende der*

*Macht Wallensteins. Er konnte den Krieg wegen einer fehlenden Flotte nicht beenden, obwohl die katholische Seite bis dahin überwältigende militärische Siege errungen hatte.*

noch einmal den Versuch, den Krieg zu beenden, aber er hatte dabei die Ebene des Hegemonialkriegs außer Betracht gelassen und in religionspolitischer Hinsicht seine eigenen Vorstellungen überzogen, so dass es im Reich einige Fürsten gab, die nur darauf warteten, das zeitweilig unterbrochene Kriegsgeschehen wieder aufnehmen zu können.

Fassen wir zusammen: Die Überlagerung unterschiedlicher Kriegsmotive und Kriegsziele in der Gemengelage eines Verfassungs-, eines Religions-, eines Staaten- sowie eines Hegemonialkriegs sorgten dafür, dass sich nach jedem Abschnitt des Kriegsgeschehens immer wieder Gründe fanden, aus der Sicht einiger Akteure gegen die Beendigung und für die Fortsetzung des Krieges sprachen. Erst Max von Trautmannsdorff, dem kaiserlichen Verhandlungsführer in Münster und eigentlichen Architekten des Westfälischen Friedens, gelang es in den sich über mehr als vier Jahre hinziehenden Verhandlungen in Münster und Osnabrück, die Ebenen des Krieges voneinander zu separieren, auf allen Ebenen tragfähige Kompromisse zu finden und gleichzeitig dafür zu sorgen, dass sich diese Kompromisse nicht widersprachen. Aber auch dann wäre die kaiserliche Seite, die sich im Kriegsverlauf lange Zeit auf der Siegerstraße gesehen hatte und sich in den Verhandlungsergebnissen von Münster und Osnabrück zu vielen Zugeständnissen genötigt sah, wohl kaum zu unterschreiben bereit gewesen, wenn nicht die Aussicht auf eine Verbesserung der Kriegslage und damit der eigenen Verhandlungsposition infolge einiger Niederlagen geschwunden wäre. Es war die Erschöpfung aller beteiligten Parteien, die sie schließlich in den Frieden einwilligen ließ.

Was aber hatte dazu beigetragen, dass diese Erschöpfung nicht schon viel früher eingetreten ist und das Kämpfen

beendet hat? Betrachtet man den Dreißigjährigen Krieg als einen Krieg, der wesentlich auf deutschem Boden ausgetragen wurde, auch wenn es gelegentlich zur Ausweitung des Kriegsgeschehens auf dänischen, polnischen, ungarischen, italienischen und französischen Boden kam, so fällt auf, dass er von einer offenen und eben nicht einer geschlossenen Kriegsökonomie getragen wurde. Das heißt, der Krieg „ernährte“ sich nicht nur aus den Ressourcen, die im Gebiet der jeweiligen Kriegsschauplätze zu finden waren, sondern wurde über seine gesamte Dauer von außen „angefüttert“.

Bei einer geschlossenen Kriegsökonomie wären nach einiger Zeit die Ressourcen zur Weiterführung des Krieges ausgegangen, und der Zustand definitiver Erschöpfung wäre sehr viel früher eingetreten. Tatsächlich aber strömten von Anfang an Gelder und Waffen, Nahrungsmittel und Munition sowie vor allem Soldaten von außen in das Kriegsgelände ein und sorgten dafür, dass der Zustand des „Ausbrennens“ vorerst nicht eintrat. Der Verfassungskonflikt und der Staatenkrieg um die Zugehörigkeit von Territorien waren die Ebenen des Krieges, die innerhalb des Reichs



*In der ersten Reihe hochrangige Teilnehmer: die Ministerialdirektoren a. D. Friedrich Seitz und Dr. Walter Schön sowie die beiden ehemaligen Präsidenten*

*des Bayerischen Verfassungsgerichtshofs Edda Huther und Dr. h.c. Hildegund Holzheid (v.l.n.r.).*



Foto: dpapicture alliance / Hani Al-Ansi

In der „Westfälischen Ordnung“ nach 1648 versuchte man, die Kriegsfolgen für Nicht-Kombattanten – Hunger, Seuchen – zu minimieren. In den „neuen Kriegen“ des 21. Jahrhunderts – unser Bild aus dem Herbst 2018 zeigt

jemenitische Kinder in einem Flüchtlingslager – scheint dies kein Ziel mehr zu sein. Zivilisten leiden im Gegenteil wieder sehr stark und sind zusätzlich auch einer intensivierten Gewalt des Militärs ausgesetzt.

entschieden werden konnten, aber die Ebenen des Konfessions- und des Hegemonialkriegs hatten europäische Ausmaße und sorgten dafür, dass der Krieg ein europäischer Krieg wurde, der ständig von außen „angefüttert“ wurde.

### III. Was wir aus dem Dreißigjährigen Krieg für gegenwärtige und künftige Kriege lernen können

Ob man aus der Geschichte grundsätzlich lernen kann, ist eine umstrittene Frage. Sicherlich lässt sich nichts lernen, wenn man die Konstellationen der Vergangenheit schematisch auf die Gegenwart überträgt und dann nach Parallelen sucht. Man muss schon nach strukturellen Mustern und Modellen Ausschau halten bzw. diese durch die Analyse von Konstellationen herausarbeiten, um Ähnlichkeiten beobachten zu können. Dabei ist zu beachten, dass die Methode des Vergleichs nicht mit einer platten Gleichsetzung zu verwechseln ist, denn der Vergleich ermöglicht die Beobachtung von *Ähnlichkeiten wie Unterschieden*, und letztere sollten nicht unter den Tisch fallen, wenn Ähnlichkeiten entdeckt werden. Ein zentraler Unterschied zwischen dem damaligen Krieg und heutigen Kriegen besteht in der Waffentechnik, der eine ganz andere Vernichtungskraft als früher eigen ist, als die Reichweite der Waffenwirkung auf das unmittelbare Schlachtfeld begrenzt war. Das hat sich im Verlauf des 20. Jahrhunderts grundlegend verändert.

Auf diesen Unterschied konzentriert fällt auf, dass die Todesraten des Dreißigjährigen Krieges nicht auf die Gefallenen der großen Schlachten beschränkt waren, die nur einen relativ geringen Bruchteil der Toten infolge des Krieges stellten. Bedeutsamer ist die Zahl der Toten, die nicht in der Konfrontation des Militärs entstand, sondern Folge soldatischer Gewalt gegen die Zivilbevölkerung war. Je schlechter die Versorgungslage in Deutschland wurde, desto häufiger und intensiver wurde die Ausplünderung der Bauern durch die Soldaten, die Misshandlung der Männer

### *Am Ende des Krieges war die im Reichsgebiet lebende Bevölkerung um ein Drittel geschrumpft.*

und die Vergewaltigung von Frauen, das Abbrennen der Dörfer und das Abschlagen ganzer Familien. Für die Überlebenden begann der Hunger, nachdem das Zugvieh von den Soldaten geschlachtet oder mitgenommen und das Saatgut verzehrt worden war. Das erhöhte die Zahl der Toten, und schließlich breiteten sich mit den umherziehenden Heeren und den Flüchtlingsströmen Seuchen aus, wie sie die weitgehend stationäre Gesellschaft seit der „großen Pest“ Mitte des 14. Jahr-

hunderts nicht mehr erlebt hatte. Am Ende des Krieges war die im Reichsgebiet lebende Bevölkerung um ein Drittel geschrumpft.

Das ist die erste Analogie, die wir zwischen dem Dreißigjährigen Krieg und den „neuen Kriegen“ unserer Zeit beobachten können. Krieg, Hunger und Seuchen, die in der 1648 ausgehandelten „Westfälischen Ordnung“ voneinander getrennt worden waren, haben sich in den „neuen Kriegen“ wieder miteinander verbunden und sind abermals zu einer verheerenden Einheit geworden, zusammen übrigens mit einer intensivierten Gewalt des Militärs gegen die Bevölkerung. Ostkongo, Libyen, Somalia, Jemen sind nur Stichworte für die Beobachtung dessen. Ein zentrales Element der Westfälischen Ordnung war die Beschränkung der Kriegsgewalt auf die Konfrontation der Soldaten, und das ist über lange Zeit bis ins 20. Jahrhundert hinein auch weitgehend gelungen. Das ist inzwischen vorbei. Die neuen Kriege werden ebenso gegen die Zivilbevölkerung geführt wie gegen die militärischen Kräfte des politischen Gegners.

Die Westfälische Ordnung hatte für die Einschränkung des freien Söldnerwesens gesorgt, indem sie die Aufstellung stehender Heere begünstigt hat. Das war die Voraussetzung dafür, dass die Staaten die Herren des Krieges wurden und die an wirtschaftlichen Parametern orientierten Kriegsunternehmer keine Rolle mehr spielten. Auch das ist

vorbei, und wir sind seit einiger Zeit mit der Wiederkehr von Warlords konfrontiert, die internationale Märkte für militärische Arbeitskraft geschaffen und zu einer Reökonomisierung des Kriegsgeschehens beigetragen haben. Sie leben vom Krieg – eine Formel, die im Dreißigjährigen Krieg häufig zur Beschreibung der Lage verwendet wurde.

Und dann ist da noch die Wiederkehr der Gemengelage unterschiedlicher Kriegsmotive, in denen sich machtpolitische Ziele mit religiös-konfessionellen Beweggründen sowie das Interesse an Grenzverschiebungen mit der Frage nach der verfassungspolitischen Ordnung eines Staates verbinden. Hier zeigen sich Ähnlichkeiten zwischen dem Dreißigjährigen Krieg und den Kriegen im Nahen Osten, in Syrien, Libyen und im Jemen. Das ist die dritte Ähnlichkeit. Solche Kriege, das lernen wir aus dem Vergleich, dauern lange und sind schwer zu beenden, und die Verhandlungen zu ihrer Beendigung sind schwierig und kosten viel Zeit. Und wenn das geschafft ist, gibt es die immensen Kosten für den Wiederaufbau eines völlig zerstörten Landes. Das sind keine schönen Aussichten – doch nur, wer sich mit ihnen vertraut gemacht hat, wird in der Lage sein, den auf ihn zukommenden Herausforderungen gewachsen zu sein. □

# Der Dreißigjährige Krieg in Bayern

## Nahperspektiven auf Alltag und Akteure

Der 30-jährige Krieg – wir sahen es im Vortrag von Herfried Münkler auf den Seiten 11 bis 15 – war eine europäische Auseinandersetzung. Doch er spielte sich fast ausschließlich auf deutschem Boden ab, mit all den schrecklichen Folgen für die betroffenen Menschen. Um auch die sozial- und kulturgeschichtlichen Aspekte des

Ereignisses zu beleuchten, suchte die Katholische Akademie Bayern am 25. Oktober 2018 mit ihrer Veranstaltung „Der Dreißigjährige Krieg in Bayern“ explizit Nahperspektiven auf Alltag und Akteure. Die Experten nahmen vor allem Schwaben und Franken in den Blick. Lesen Sie im Nachgang die drei Referate.

## Der Dreißigjährige Krieg im Spiegel bayerischer Literatur

Klaus Wolf

### I.

Große Kriege riefen stets auch große Dichter zur Feder und mitunter zu den Waffen. Dies galt namentlich für den Großen Krieg schlechthin, den Ersten Weltkrieg, der im angelsächsischen Sprachraum noch heute als *The Great War* bekannt ist. In Bayern zog Ludwig Thoma sogar selbst die Uniform an und ging an die Front, unter anderem nach Galizien, wenn auch im Sanitätsdienst angesichts seines fortgeschrittenen Alters. Und der eigentlich aus Schwaben stammende Lieblingsschriftsteller Kaiser Wilhelms II., Ludwig Ganghofer, wählte den Waffendienst mit Worten als Kriegsberichterstatte.

Sogar Lena Christ suchte durch ihre Schriftstellerei die allgemeine Kampf-moral zu heben. Dies gilt auch für den Wahlmünchner Thomas Mann, der essayistisch mit seinen *Gedanken im Kriege* und mit *Friedrich und die Große Koalition* den Präventivkrieg gegen Frankreich und Belgien rechtfertigte und damit zugleich den Bruderkrieg mit dem frankophilen Heinrich Mann weiter eskalieren ließ. Nur wenige Schriftsteller wollten sich dem anfänglichen Kriegstaumel, ja der Kriegsbegeisterung von anno 1914 versagen. Zu diesen wenigen Skeptikern gehört der Schwabe Joseph Bernhart, dessen im Ersten Weltkrieg entstandener Ritterroman eher wehrkraftzersetzend anmutet, von der ganz unkriegerischen Lyrik Bernharts in dieser Zeit ganz zu schweigen, was wohl auch mit den frankophonen und von daher auch frankophilen Wurzeln des *Renouveau Catholique* zu tun hat, dem Joseph Bernhart als Schriftsteller sehr nahestand.

Doch soll es im Folgenden nicht um die kriegskritischen schwäbischen Mundartgedichte Joseph Bernharts gehen, auch nicht um den Schwaben



Prof. Dr. Klaus Wolf, Professor für Deutsche Literatur und Sprache des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, Universität Augsburg

Abraham a Sancta Clara, der für Friedrich Schiller als Vorbild für den Rollentext des Kapuzinerpredigers in *Wallensteins Lager* rhetorische Feuerwerke abbrannte. Schon beim nebenberuflichen Historiker und zeitweiligen Geschichtspräsidenten sowie herkunftsmäßigen und lebenslang mundartlich geprägten Schwaben Friedrich Schiller aber sehen wir überdeutlich die große Faszination, welche der Dreißigjährige Krieg ausübte, indem Friedrich Schiller den nur mit Napoleon vergleichbaren Feldherrn Wallenstein sowohl historisch als Geschichtspräsidenten wie auch dichterisch als Dramatiker in der gewaltigen

Wallenstein-Trilogie zum Lebensthema machte.

Und eben dieser Wallenstein fand auch tatsächlich höchstselbst den Weg nach Bayerisch-Schwaben, genauer in die Freie Reichsstadt Memmingen, wo der Generalissimus Wallenstein samt Heer und Hofstaat längere Zeit sein Lager aufschlug, was die Memminger Ortschronistik mitunter durchaus positiv vermerkte. Diese literarische Erinnerungsarbeit in Memmingen zeigte sich noch 2016 im beeindruckenden Wallenstein-Freilichtspiel der professionell agierenden Theatertruppe des Memminger Fischertagsvereins unter der Regie von Ralf Weikinger.

### II.

Damit aber sind wir mitten in unserer Thematik, der literarischen Rezeption des Dreißigjährigen Kriegs in Bayern. Und am Ende dürften sich durchaus literaturgeschichtlich differenzierte Profile herausarbeiten lassen, was man etwa schon am Unterschied zwischen dem wittelsbachischen sowie katholischen Baiern Maximilians samt schwäbischem Streubesitz der Wittelsbacher einerseits und andererseits der protestantischen Reichsstadt Memmingen oder dem *cum grano salis* paritätischen Augsburg ausmachen kann. Davon wären natürlich die kleineren fränkischen und schwäbischen Adels herrschaften, die Klöster, die habsburgischen Gebiete (Vorderösterreich in Schwaben) und andere Obrigkeiten mehr mit ihrem je gesondert zu wertenden literarischen Leben zu unterscheiden. Und schon der Begriff literarisches Leben als terminologische und methodische Basis des hier grundgelegten Literaturverständnisses inkludiert eben auch Gattungen wie Chroniken und Sagen, die aber für die vormoderne Beschreibung eines Phänomens wie des Dreißigjährigen Kriegs als literarische Quellen und in ihrer wiederum literarisch kunstvollen Stilisierung unverzichtbar sind.

Denn mit reiner Höhenkammliteratur als Gegenbegriff zum literarischen Leben fasst man den folgenschweren Dreißigjährigen Krieg dagegen meist in den wohlfeilen deutschen Literaturgeschichten durch die Namen Grimmelshausen, Gryphius oder Greiffenberg. Letztere, die aus Österreich stammende und durchaus als Folge des Dreißigjährigen Krieges in Nürnberg Exil suchende Catharina Regina von Greiffenberg avancierte unter den Fittichen der den Dreißigjährigen Krieg wiederholt explizit aufgreifenden Pegnitz-Schäfer zu einer der führenden Dichterinnen ihrer Zeit. Für diese herausragende evangelisch-lutherische Österreicherin in Franken haben wir in dieser Epoche freilich kein Pendant in Schwaben.

Dagegen konnten es die Schwaben mit den Franken und namentlich den Nürnbergern in einer anderen wichtigen zeitgenössischen Gattung locker aufnehmen. Im Meistersang nämlich. Und da brauchten sich die Meistersinger von Memmingen und auch die Meistersinger von Augsburg keineswegs vor den Meistersingern von Nürnberg zu verstecken. Letztere haben durch Richard Wagner ja Berühmtheit erreicht, der damit in der Auseinandersetzung etwa mit Giacomo Meyerbeer auch sein antisemitisches Süppchen kochte. Jedenfalls haben die berühmtesten Wagner'schen Meistersinger von Nürnberg lange auch die Germanistik beeinflusst, die in den gängigen Literaturgeschichten das Bild von den treudeutschen Handwerkerpoeten hätschelte. Dagegen zeigen neuere Forschungen etwa, dass beispielsweise die Augsburger Meistersinger als Mitglieder nicht nur Handwerker hatten, und die produktivsten unter den Augsburger

Meistersingern waren gerade die Juristen und Lehrer.

Und neben den Meisterliedern spielte man zwischen Lech und Wertach auch ausgiebig Theater und übersetzte Homer. Und wie sieht es mit Meistersingern in Altbayern aus?

Bis auf wenige Münchner Meistersinger war die Gattung im Wittelsbachischen Herrschaftsgebiet in der Frühen Neuzeit kaum vertreten. Meistersinger gibt es kaum in Residenzstädten, dafür aber in freien Reichsstädten. Von daher kann man sagen, dass Meistersang freies Singen für freie Bürger war. Und der Meistersang war auch ein Zeitgenosse des Dreißigjährigen Krieges.

Bemerkenswert an den Memminger Meistersingern, auch unter ihnen gab es Juristen, Lehrer und reichsstädtische Beamte, war ihre hohe Produktivität während des Dreißigjährigen Kriegs. Davon geben die Stammbücher der Memminger Meistersinger ein lebhaftes Zeugnis. Und wenn diese mehrheitlichen Erzlutheraner aus der Psalmenverdeutschung Martin Luthers fromme Meisterlieder formten, dichteten und komponierten, war das ihre Art, mit den Drangsalen der Besetzung und der katholischen Wallenstein und der allgemeinen Kriegsbedrohung im Land sowie der Drangsal der pestartigen Seuchen zu begegnen.

So formte der Memminger Meistersinger und Steuerschreiber Michael Schuester, der von 1581 bis 1661 lebte, Luthers 23. Psalm *Der HERR ist mein Hirte* in folgendes Meisterlied um:

Der Herr ist ia mein Hirte  
und mir nicht manglen wüerte,  
durch eine Auen führte,  
Er mich zum Bach gezürte,  
mein Seel tractierte.

Auff rechtem weg regierte,  
seins Namens will mich rierte,  
ob ich schon wandlent irrte,  
im finstern Thal pausierte,  
mich nicht vexierte.

Ein Unglückh und bloquirte,  
der Herr mich auch umb schauerte,  
daß ich mich nicht verlierte,  
sein Stab auch disponierte.

Sein Tischmal mir praestirte,  
viel gnadt dein oel mich schmigte,  
sich guets demonstrirte,  
bei mir, weil ich marchirte,  
wie sichs gebührte.

Wer Luthers mitteldeutsch geprägte Psalmenversion im Ohr hat, wird hier unschwer die oberdeutsche Fassung heraushören, etwa in den schwäbisch-mundartlichen bis hyperkorrekten Formen *würte* und *rierte*, aber auch in der Schlusssaffrikate bei *Unglückh*. Gelehrter Kanzleistil zeigt sich beim Steuerschreiber und Meistersinger Schuester im regen Lehnwortgebrauch *metri causa* im Endreim. Dabei fällt auf, dass im 17. Jahrhundert als Quelle des Lehnwortschatzes das Lateinische zunehmend vom Französischen abgelöst wird, wie etwa hier in den Verben *bloquirte* und *marchirten* – Verben, die man inhaltlich assoziativ und aktualisierend auch auf das Kriegswesen der Zeit im Sinne von Marsch und Blockade beziehen kann.

In der Summe zeigt sich hier bei Schuester also ein moderner Wortschatzgebrauch, der Luther vom Sprachgebrauch her im 17. Jahrhundert beinahe alt aussehen lässt. Diese Anlehnungen an das damals moderne Französische, man spricht von der *à la mode*-Zeit, lassen sich durchaus politisch deuten. Denn der französische König wollte die Habsburger schwächen und unterstützte daher protestantische Reichsstädte wie Memmingen. Der Meistersinger erweist



Ein kurzer Fernsehbericht im Magazin „Kirche in Bayern“, der im November ausgestrahlt wurde, zeigt die Kernaussagen der drei Experten. Das Video

steht als Podcast in unserer Mediathek: [www.katholische-akademie-bayern/mediathek](http://www.katholische-akademie-bayern/mediathek)

mit seinen französischen Lehnwörtern den Franzosen die Referenz. Jedenfalls widerlegen solche wortschatzmäßigen und andere inhaltliche Beobachtungen zum Memminger Meistersang die gängigen Vorurteile von der vermeintlich altfränkischen Meistersingerei. Die – überdies bislang kaum erforschten – Memminger Meistersinger bildeten bis ins ausgehende 18. Jahrhundert sogar die literarische Avantgarde der Reichsstadt, die etwa Schillers Revolutionsstück *Die Räuber* auf die Bühne brachte, obwohl andernorts die Zensur schon diesbezüglich zugeschlagen hatte.

Jedenfalls formierten im Dreißigjährigen Krieg die Psalmen im Korpus der Memminger Meistersinger den textlichen Trostfundus angesichts der für eine vergleichsweise kleine Reichsstadt bedrohlichen Zeitläufte. Und dass man auf den Psalmendichter David vertraute, zeigen schon die prachtvoll kolorierten Zeichnungen im Stammbuch. Dort finden wir neben Abbildungen von König David auch Szenen mit Meistersingerprüfungen etwa in der Memminger Dreikönigskapelle. Die externen Gutachter zu den meisterlichen Psalmengesängen kamen dorthin auch aus dem schwäbischen Augsburg.

### III.

In Augsburg aber waren die Protestanten nicht nur durch die politisch mächtige katholische Minderheit innerhalb der Stadtmauern gefährdet, von denen etwa die Lieder des Jonas Losch im Zuge des Kalenderstreits am Vorabend des Dreißigjährigen Kriegs ebenso lebhaft Zeugnis ablegen wie die zahlreichen in Periochen fassbaren Propagandastücke der bei Losch als *Iesuwidder*, also gegen Jesus, verspotteten Jesuiten, sondern auch durch die siegreichen Habsburger. Die Jesuiten wurden nämlich von den Habsburgern in Wien und den Wittelsbachern in München massiv unterstützt. Nicht erst Kurfürst Maximilian I. bediente sich an seinem Münchner Hof der Jesuiten. Diese machten auch als Professoren an der Wittelsbachischen Landesuniversität in Ingolstadt durchaus Propaganda für die katholische Sache. Besonders in Altbayern vermochten die Jesuiten als intellektuelle Waffe im Sinne des Katholizismus vor und während des Dreißigjährigen Kriegs durch lateinische und deutsche Schriften zu wirken.

Nicht zu unterschätzen ist dabei das Jesuitentheater, auch wenn es lateinisch

aufgeführt wurde. Denn die Bühnentechnik, die Feuerwerke, heute würde man von *special effects* sprechen, des Jesuitentheaters beeindruckte sogar Analphabeten. Von daher braucht man sich nicht zu wundern, dass die Jesuitische Theaterpropaganda und dass der Orden insgesamt bei den Protestanten mehr als verhasst war. So karikierte etwa ein 1632 gedrucktes Flugblatt die Folgen des kaiserlichen Restitutionsedikts von 1629, wonach Papst und Jesuitengeneral als apokalyptische Ungeheuer ihre Anhänger über Augsburg ausspeien, während die wackeren Anhänger der *Confessio Augustana* aus der Stadt fliehen. Im Einzelnen lesen wir über

*Die betrangte Stadt Augsburg.  
Wann der günstige Leser wissen will  
/ was dies zwey ungeheure Thier bedeute / so kan er das 13. Cap. der offenbarung Johannis fleissig besehen:  
darum durch das sibenköpffichte Thier die beschaffenheit deß Papsts zu Rom und seiner München und Pfaffen abgebildet; durch das ander Thier aber insonderheit / in diesem seculo erst ersprungene Sect und gesellschaft bezeichnet worden / welche sich von dem Namen des Lambs (Iesu) benennet / und alle Macht thut deß ersten Thiers / das ist / sich richtet nach der weise deß Antichrists / und demselben die Wunden heilet / verstehe durch allerley Griff das Papsthumb / so viel möglich / bestärckt / wie auch grosse streich von Zeichen unnd Wundern für gibt / also ob sie das Feuer vom Himmel bringen / und Berg versetzen köndten / gestallt man in den Lügenden von den Wunderzeichen Lojolae, Francisci Xaverij und anderer der lenge nachliset. [...]*

Umgekehrt werden auch schwäbische Katholiken zu Glaubens- und Kriegsflüchtigen, wovon etwa das Tagebuch des Augsburger Benediktiners Carl Stengel lebhaft Zeugnis ablegt, während sein leiblicher Bruder, der Jesuit Georg Stengel, ebenfalls mit der Feder für die katholische Sache focht. Und nicht zu vergessen der aus Babenhausen stammende, fruchtbare katholische Schriftsteller Johannes Bissel, dessen lateinisches Gedicht über die Günz zur Schwabenhymne mutierte, wobei aber für unsere Fragestellung seine die Flucht vor den Schweden schildernde *Icaria* einschlägig wäre. Denn dass die

Schweden, in deren Sold auch Süddeutsche standen, gleichsam zur Geißel Gottes mutierten, indem sie mit Feuer und Schwert die Umgegend von Augsburg verwüsteten und beispielsweise das nahe Aichach komplett zerstörten, zeigt sich etwa im Gebet *Kindlein bet, morgen kommt der Schwed*.

Gerade Altbayern wurde von den Schweden stark heimgesucht. Dabei ist aber zu beachten, dass im schwedischen Heer nicht nur Skandinavier dienten, sondern ein durchaus buntes Völkergemisch. Noch deutlicher ist das penetrant bedrohliche Schwedenbild in der schwäbischen Volkssage, für das etwa Günther Kapfhammer zeigen konnte, dass die Schweden vielerorts in einer Art kollektiven Unterbewusstsein haften blieben. Umgekehrt darf nicht verschwiegen werden, dass die Augsburger Sage vom *Steinernen Ma* die katholischen Belagerer zum Feind macht. Darin wird geschildert, wie ein Augsburger Bäcker die Stadt Augsburg, die aufgrund der Belagerung von Hunger heimgesucht wird, vor den Feinden rettet, indem er sein letztes Brot vor die Stadtmauern wirft und so den Feinden vorgaukelt, die Augsburger hätten noch Brot im Überfluss. Die erbosten Gegner revanchierten sich mit einem gezielten Kanonenschuss, durch den der Bäcker seinen Arm verliert, was bis heute im steinernen Standbild sichtbar ist. Dahinter steckt letztlich eine Wandersage, die sich auch im Kontext anderer belagerter Städte in der Frühen Neuzeit findet.

### IV.

Während die Gattung der Sage bayernweit solchermaßen die Schrecken des Krieges mehr bildhaft in einer griffigen Geschichte verdichtet, gibt es auch Gattungen, die sich mit größerer Präzision den Kriegereignissen widmen, so etwa die zwischen Prosa und selbstverfassten Reimgebeten schwankenden Aufzeichnungen eines Füssener Handwerkers. Es geht hier um die *Chronik der Stadt Füssen und ihrer nächsten Umgebung. Von 1618 bis einschließl. 1640. Verfaßt von Hans Faigele, Färber zu Füssen*. Bei dieser und vielen anderen bayerischen Chroniken der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs wäre als Forschungsdesiderat der jeweilig Grad der literarischen Stilisierung methodisch im Sinne des neuen Handbuchs von Gerhard Wolf ebenso erst noch zu

erforschen, wie die sprachliche Einordnung in verschiedene Register im Sinne einer „Sprachgeschichte von unten“ nach Stephan Elspaß mit der Methode der Korpuslinguistik zu erfolgen hätte.

Während aber die Gattung der bayerischen Kriegschronik als solche literaturgeschichtlich auch in anderen Sprachlandschaften nicht ungewöhnlich ist, hat Schwaben in Augsburg seit dem Kriegsende etwas gattungsmäßig ganz Einzigartiges hervorgebracht. Denn das Ende des Dreißigjährigen

*Die erbosten Gegner revanchierten sich mit einem gezielten Kanonenschuss, durch den der Bäcker seinen Arm verlor, was bis heute im steinernen Standbild sichtbar ist.*

Krieges haben nicht zuletzt die von katholischer Seite bedrängten Augsburger Lutheraner besonders ersehnt, während sie erst nach 1648 allmählich wieder und dann dauerhaft ihre religiösen und politischen Freiheiten erlangten, die letztendlich in das Hohe Friedensfest als Feier der wiedererlangten selbstbewussten Stellung gegenüber den Katholiken mündeten.

Von dieser lutherischen Feierfreude am Friedensfest gibt insbesondere die Gattung der über Jahrhunderte hinweg an die Schulkinder ausgegebenen Friedensbilder samt dazu abgedruckten gereimten Versen lebhaftes Zeugnis. Vor dem Hintergrund des zumindest in Augsburg blühenden protestantischen Schultheaters – hinzuweisen wäre auch auf die künstlerisch produktiven protestantischen Meistersinger und die konfessionspolitisch agitierenden protestantischen Bänkelsänger – vermag die künstlerische Ambition bei den konfessionspolitischen Friedensbildern samt ihren gereimten Begleittexten in Augsburg keineswegs zu verwundern. Seit dem Westfälischen Frieden, konkret seit 1650, gab es also den jährlichen Brauch, den evangelischen Schülern entsprechende Bild-Text-Werke im August, vornehmlich um den 8. August herum, dem Datum des Friedensfestes,



Dr. Wilfried Sponsel im Gespräch mit einer Teilnehmerin.

zukommen zu lassen. Ein *Friedensweck* sollte den Schulkindern den neuen Feiertag zusätzlich zu Bild und Gedicht schmackhaft machen und versüßen. Hierher gehören thematisch die von verschiedenen schwäbischen Textdichtern verfassten *Lindauer Friedens-Gesäng*, welche der Lindauer Komponist Johannes Werlin 1643 dem Rat der Stadt widmete.

#### V.

Springen wir abschließend von Schwaben nach Franken. Jenseits trockener papierener Selbstgenügsamkeit inszenierte man sich in Nürnberg als bewusster Kontrast zu den teilweise selbst erlebten Schrecken des Dreißigjährigen Krieges, sogar selbst durchaus ironisch – in Anknüpfung an eine gesamteuropäische Mode – als Club der dichtenden Schäfer in performativen Akten unter freiem Himmel, zunächst in einem Poetenwäldchen, später im extra für diese Zwecke angelegten Nürnberger Irrgarten: Dieser 1678 fertiggestellte *Irrwald* befand sich in unmittelbarer Nähe der Kaiserburg. Der Pastor der nahegelegenen *Krafftshof-Gemeinde*, Martin Limburger, genannt *Myrtillus der andere*, entwarf 1676 das (als europäisch-romanisches Phänomen anzusprechende) botanische Labyrinth, in dem sich neben einer Küche Laubhütten der einzelnen Mitglieder sowie eine Gemeinschaftshütte befanden. Am Eingang des Irrgartens war in mythologischer Anspielung zu lesen:

*Hier dichten offtermal die Pegnitz-Hirten-Brüder  
Zur Ehr des Himmels Lieder.  
So wird die Einsamkeit gesellig  
zugebracht,  
Aus Unruh Ruh gemacht.  
Kein Minotaurus woll bey diesen  
krummen Gängen  
Sich mit Gewalt eindrängen.  
Der Mauren Laub-Smaragd von  
unserm bunten Hain  
Nimmt nie die Frommen ein.*

Diesen Eskapismus, wobei man im Minotaurus die Verkörperung des Kriegs sehen kann, sollte man keineswegs belächeln, denn er ist vor dem Hintergrund der materiellen und geistigen Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges entstanden. So floh etwa Johannes Klaj aus dem zerstörten Sachsen nach Nürnberg, wo er sich zunächst als Lehrer durchschlagen musste. Die Schäferidylle an der Pegnitz ist nur vor dem Hintergrund der Kriegsgräuel wirklich verständlich. Und Harsdörffer klagt in antithetischem Stil über das *rasende Schwert*, das Sachsen zerstört und alle Kunst verjagt habe:

*Schäfer und Schäferinnen sind um  
ihre liebe Wollenheerde gebracht /  
alle Dörfer / Mayerhöf / Forwege  
und Schäfereyen sind verödet /  
Auen und Wiesen verwildert / das  
Gehöltze durch die Wachfeuere ver-  
ösiget / Obst- und Blumengärten  
zu Schantzen gemachet worden.  
Statt der belaubten Fichten schim-  
mern lange Spies und Lantzen /  
vor die Dorfschalmeyen und Hir-  
tenlieder höret man das Wilde  
Feld- und Morägeschrey der Solda-  
ten / vor das fromme Blöken der  
Schafe / das Wiehern der Pferde /  
das Brausen der Pauken und Sch-  
rekken der Trompeten: darum sich  
dann auch Klajus / ein namhafter  
Schäfer / aus selbigen Orten fortge-  
machet / welchem nach vielen  
wandelbaren Unglücksfällen sein  
Verhängnis an den Pegnitzfluß ge-  
führet.*

Andere Aufführungsorte jenseits der Barockgärten markieren in Nürnberg auch einen Gattungswechsel, wenn (aus der Feder von Johann Klaj) *Der leidende Christus. In einem Trauerspiele vorgestellt in der Fastenzeit 1645* im akademischen Auditorium deklamiert wird und *Irene das ist vollständige Aufbildung deß zu Nürnberg geschlossenen Friedens 1650* das Rathaus als Schauplatz politischer Bekundungen ausweist. Dieselbe Thematik beschäftigte auch Sigmund von Birken (auch Sigmund Betulius). Er wurde von Harsdörffer in den Pegnesischen Blumenorden aufgenommen. Neben geistlicher Lyrik verfasste er mit *Teutscher Kriegs Ab- und Friedens Einzug* – unter anderem für den aus Schillers Wallenstein bekannten Octavio Piccolomini – oder mit *Die friederfreute Teutonia* auch Werke mit zeitgeschichtlicher Thematik.

Daneben schrieb er die Fortsetzung der *Pegnitz-Schäferey*, behandelt durch *Floridan und Klajus, Der Pegnitz Hirten Frühlings Freude* und *Des Süßspie-*

### *Die Schäferidylle an der Pegnitz ist nur vor dem Hintergrund der Kriegsgräuel wirklich verständlich.*

*lenden Strehon Namensfeyer.* Diese Gattungsvielfalt erweist Nürnberg auch im 17. Jahrhundert (wie im 16. Jahrhundert mit Hans Sachs) als wichtiges Zentrum deutschsprachiger Literatur. In der Summe weisen die Pegnitz-Schäfer auch Perspektiven für die Friedenszeit nach dem traumatischen Dreißigjährigen Krieg auf. Zugleich wird dabei im Verein mit den Augsburger Friedensbildern deutlich, dass in den dramatischen Zeitläuften auf dem Gebiet des heutigen Bayerns neben Kriegspropaganda auch die Friedensdichtung florierte. □

#### Literaturhinweis:

Klaus Wolf: Bayerische Literaturgeschichte. Von Tassilo bis Gerhard Polt. München 2018.



Professor Klaus Wolf griff immer wieder in die Diskussion ein.

## Kommende Akademieveranstaltungen

*Diese Terminvorschau ist vorläufig. Sie entspricht dem Stand unserer Planungen. Zu allen Veranstaltungen werden rechtzeitig jeweils gesonderte Einladungen ergehen. Dort, wie auch auf unserer Homepage unter [www.kath-akademie-bayern.de](http://www.kath-akademie-bayern.de) finden Sie das verbindliche Datum, den endgültigen Titel sowie nähere Information.*

**Lektüreseminar zum Abendvortrag vom 7. Dezember 2018**  
Mittwoch, 9. Januar 2019  
**Der Koran. Ein vielstimmiges Buch**

**Vernissage**  
Dienstag, 22. Januar 2019  
**Wund-Bilder. Werke von Walter Raum**  
Ausstellung bis zum 17. April 2019

**Filmabend**  
Mittwoch, 23. Januar 2019  
**Filme 01**  
Junge Drehbuchautorinnen und -autoren zeigen ihre Erstlingsfilme

**Abendvortrag mit Bundespräsident a. D. Joachim Gauck**  
Donnerstag, 31. Januar 2019  
**Freiheit und Verantwortung. Herausforderungen in einer unsicheren Welt**  
Anschließend Diskussion mit Ursula Münch, Klaus Naumann und Christoph von Marschall



Foto: Sandro Halank, Wikimedia Commons

*Joachim Gauck war von 2012 bis 2017 der elfte Bundespräsident der Bundesrepublik Deutschland.*

**Abendveranstaltung**  
Donnerstag, 14. Februar 2019  
**Michael Kardinal von Faulhaber – Das Tagebuch 1945 geht online**

**Wissenschaft für jedermann**  
Mittwoch, 20. Februar 2019  
**Sonne im Untergrund – das Angus-Projekt. Energie des Sommers für den Winter**  
Veranstaltung im Deutschen Museum

**Abendvortrag**  
Montag, 25. Februar 2019  
**Franz. Mensch aus Assisi**  
Mit Volker Leppin, Tübingen

**Öffentlicher Abendvortrag im Rahmen des Philosophischen Meisterkurses**  
Mittwoch, 27. Februar 2019  
**Kant über Gott**  
Mit Marcus Willaschek

# Alltag unter schwedischer Herrschaft in Bayern

Wolfgang Wüst

## I. Allgemeines

Der Dreißigjährige Krieg gilt im Geschichtsbewusstsein der Region und der betroffenen ehemaligen Landes-, Residenz- und Reichsstädte bis heute als traumatisches Geschehen von Dauer. Für die Unsterblichkeit in und aus dieser Zeit sorgten die Jubiläums- und Gedenkfeiern, die keineswegs nur die evangelischen Kultur- und Konfessionsregionen alle 25, 50 bis 100 Jahre beeindruckten, literarische und bühnenreife Reflektionen um und auf den Krieg und dessen Protagonisten, deren bekannteste die Dramen-Trilogie „Wallenstein“ von Friedrich Schillers seit den Uraufführungen 1788/89 am Weimarer Hoftheater unter der Intendanz von Johann Wolfgang von Goethe Weltgeltung einnimmt. Großformatige Friedens-, Schlachten- und Kriegsbilder sorgten für Aufsehen.

Ungezählte Flugblätter trugen mit ihrer meist konfessionsbezogenen Polemik in Bild und Text zu einer diskursiven Auseinandersetzung um die Kriegs- und Friedensjahre bei. Das Leid der Zeitgenossen, verursacht durch Krieg, Tod, Krankheit und der Zerstörung gewachsener Familien-, Lebens- und Wohnstrukturen, war aber keineswegs flächendeckend verteilt. Mancherorts hielt man am luxuriösen Lebensstil fest, als sei nichts gewesen. An der Hoftafel der fränkisch-böhmischen Adels Herrschaft der Grafen Schwarzenberg (Abb. 1) – 1670 erfolgte der Aufstieg der Familie in den Reichsfürstenstand – schien Vieles beim Alten zu bleiben. Im Frühjahr 1632 kredenzte man trotz des Schwedeneinfalls in Süddeutschland noch in großen Mengen zartes Taubenfleisch und schmackhafte Teichfische aus heimischer Zucht. Der Jäger aus der Schwarzenberger Burgvogtei überbrachte im Rechnungsjahr 1631/32 „43 klux vögel“. Diese Tauben „sind alle geliefert vnd bey der hoffhaltung zu Schwarzenberg verspeist worden.“ Die gräfliche Fischmeister um Scheinfeld resümierten ferner „2547 stückh karpffen vnd orffen sind herbstzeit deß 1630. jahrs auß allen der herrschafftlichen weyhern gefangen worden, die gewogen 20 centner 84 £ laut deß visch registers hierbey mit nro. 151“ Andernorts verstummte man zu dieser Zeit angesichts des Totalruins.

Die Auseinandersetzung mit den Kriegserfahrungen früherer Generationen und Jahrhunderte beschäftigt nun wieder vermehrt die Frühneuzeitforschung, doch wissen wir immer noch zu wenig über die konkreten Auswirkungen des Dreißigjährigen Kriegs in den Städten und Landschaften des heutigen Bayern. Vielfach war das Kriegsgeschehen auch im Fokus des Medien- und Informationsaufkommens der Zeit. Was wusste man über die Kriegsführung und das Krisenmanagement in der Nachbarschaft? Einer der Amtsvögte aus der Herrschaft Schwarzenberg führte – ähnlich das auch für andere süddeutsche Fürstendiener belegt ist – ein Rechnungsbuch mit Botenlöhnen. Von Juni bis Oktober 1634 notierte Andreas Zapf Kriegsbedingtes in der Bilanz. Als Boten fungierten meist örtliche Handwerker: „16 kr einem Potten alß dem Sailler, welcher vmb Nachfrag wegen des Kriegsvolckhs nach Windsheimb verschickht worden, auß Befelch h. Ober-



Prof. Dr. Wolfgang Wüst, Professor für Bayerische und Fränkische Landesgeschichte, Universität Erlangen-Nürnberg

ambtmans.“ An anderer Stelle hieß es: „2 fl 24 kr. dem Zimmermann vnd dem Sailler geben, alß man solche nach

Dinckhelspill vmb ein S[alva] Guardj schickhen wollen, solche Gelt aber bey Tagstetten jnnen genommen worden.“ Die Erkundungen weiteten sich aus, da man einen Boten bezahlte, „so nach Würt[temberg] zum Secret[arius] geschickht worden.“ Und jene ältere Magd, der man 36 Kreuzer „für ein paar schuh“ bezahlte, um ein „Schreiben zu h. doctor Heübner nach Schweinfurth“ zu tragen, erfüllte sicher nicht ihre erste Mission in Sachen Kriegszug- und Schlachtenspionage.

Der Vortrag will eine Nahperspektive auf den Alltag und die Akteure, die Seuchen- und Kriegsgefahr, die Hungerkrisen und die politischen Schachzüge im Wettstreit um Ressourcen, ökonomische Vorteile, Krieg und Frieden geben. Über literarisch-historische Fallstudien versuchen wir einen territorialen Zugriff auf die Jahrzehnte von 1618 bis 1648/50 in Süddeutschland.

## II. Kriegsalltag

Während der schwedischen Bündnis- und Besatzungszeit musste in den hier näher untersuchten Reichsstädten Vieles in den Ämtern, im engeren Ratsregiment, im Steuer-, Gerichts- und Militärwesen, im mittelalterlichen Befestigungs-, Wehr- und Mauerring sowie im Finanz- und Wirtschaftssektor verändert werden. Die Besetzung ging meist schnell – auch Donauwörth mit seiner Bedeutung für die Vorgeschichte des Dreißigjährigen Kriegs wurde von Gustav II. Adolph am 27. März 1632 wie viele andere süddeutsche Städte „mit gestürmter Hand eingenommen“ –, doch die Besetzung blieb länger als zunächst vermutet. Auch in der im April 1632 gedruckten „Relatio de Bavaria“ wurde die ehemalige Reichsstadt

Wörth in der Beschreibung aller „herrlichen Victori“ Schwedens entlang der Donau vorangestellt. Die Reihenfolge „befreiter“ Städte notierte ein schwedischer Soldat: „Ort und Städt in Schwaben und Bayrn erobert und einbekommen/ als nemlich Thonawerth/ Höchststadt/ Dillingen/ Lauingen/ Gundelfingen/ Günzburg [Günzburg]/ Rain/ Aychen/ Schrobenhausen und Neuburg.“

Die Druckereien wechselten ihren politischen Auftraggeber. Sogar die Städtenamen änderten sich in den Flugblättern kriegsführender Parteien. Augsburg mutierte von der römisch fundierten, im Humanismus wiedergeborenen Augusta Vindelicorum 1632 zur „Gustava Vindelicorum“ (siehe Abb. 2, S. 31). Schließlich verfuhr die Siegermacht Schweden mit süddeutschen Reichsstädten kumulativ. 1631 erging beispielsweise von Gustav II. Adolph ein „beweglich Schreiben/ Welches Königl. Majest. zu Schweden [et]c. an etliche Reichsstädte in Francken abgehen lassen“. Darin ginge es inhaltlich um die „kurtze Erzehlung der Siegreichen victorien, welche Gott der Allerhöchste Ihrer Königl. Majest. vom 7. Septembr. biß den 18. Octobr. 1631. mildiglich verliehen. Item/ Wo Tylli mit seinem Volck sich itzo befindet/ darvon schon etwas geschlagen worden.“

Noch immer wissen wir aber zu wenig über entsprechende Veränderungen im städtischen Alltag, während die militärischen Leistungen der Bündnisstädte besser erforscht sind. Wie weit die Reformen gingen und wie stark die gegen Ende des Dreißigjährigen Kriegs grundsätzlich finanzgeschwächten Reichsstädte für die immensen Kriegs-, Kontributions- und Fourage-Kosten aufkommen mussten, hing ganz von der



Foto: Luftaufnahme von 2016, Deutsche Stiftung Denkmalschutz

Abb. 1: Das 1258 erstmals urkundlich erwähnte Schloss Schwarzenberg bei Scheinfeld ist der Herrschaftsmittelpunkt der gleichnamigen fränkisch-böhmischen Adelsfamilie.

Garnisonsdauer und den individuellen Entscheidungen der Stadtkommandanten ab. Ein komparatistischer Blick auf süddeutsche Residenzstädte klärt auch die Spannweite der Entscheidungen und des konkreten Krisenmanagements beim zeitgleichen Wechsel im reichsstädtischen Regiment.

Bisweilen begnügten sich die Schweden nach der Besetzung katholischer Bischofsstädte mit sanften Veränderungen, um die in Zeitnot gewachsenen Strukturen fortzuführen. So ließ Oberst Klaus Dietrich von Sperreuter in einem Übergabevertrag mit der Eichstätter Hochstiftsregierung im Namen Gustav Adolphs erklären: „Im gleichen das *Policeywesen, wie auch die expeditiones bey der Geist: und Weltlichen Cantzley zu Hoff und in der Stadt, wie auch die Verrichtungen bey den Zünfften, sollen in vorigem Stad verbleiben, und menniglich bey seiner rechten, gerechtigkeiten und Privilegien gelassen werden.*“ Setzte man hier in einem altfränkischen Bistum mit Blick auf das Privilegien-, Zivil- und Strafrecht offenbar auf Kontinuität, so verlief der Übergang im Würzburger Bistum anders. Dank der von Christian Leo edierten zeitgenössischen „*Summarischen Beschreibung*“ Dr. Joachim Ganzhorns zur Würzburger Schwedenzeit 1631 bis 1633 wissen wir, dass die schwedische Soldadeska den Garanten für den administrativen Erfolg, das Kanzleiarchiv, plünderte. „*Gleichergestalt ist das Fürstlich Archivium darinnen des Bistums Würzburg Kayservndt Königliche privilegia, Instrumenta, Documenta vndt andere briefliche Vhrkunden, daran dem Stifft viell gelegen, vonn viell 100 Jahren hero assecurirt, also tractirt worden, das (mann) deren viell unten im Hoff vnter dem blossen Himmel gelegen, darauffer mann mit füßen gangen, welche der König selbstn hinweg zu thun befohlen.*“

Oberst Sperreuter forderte von der konfessionsvermischten fränkischen Reichsstadt Dinkelsbühl – politisch zählte die Stadt aber zum Schwäbischen Reichskreis – im Frühjahr 1632 die Absetzung der katholischen Ratseleite. Der Innere oder Kleine Rat, trotz mehrheitlich evangelischer Bürgerschaft fast ausschließlich mit altgläubigen Räten bestückt, wurde entmacht. Zwei Tage später begann der neue, nun evangelische Rat am 26. Mai mit seiner Arbeit. Anschließend veränderte sich auch der Große Rat. Dinkelsbühls einstige Elite sah sich Repressalien ausgesetzt. Um schwedische Kriegsziele zu erreichen und die Ligisten gefügiger zu machen, ließ Sperreuter die alten Ratsherren gefangen nehmen. Nach 27 Wochen im Arrest in billigen Herbergen zu Dinkelsbühl und Nördlingen, für die sie zusätzlich 1850 Gulden bezahlen mussten, urteilten die Betroffenen im Sommer 1632 verbittert: Wir mussten uns „*zu sterbender Pest Zeit in dem aller ergsten Würths Hauß mit Siechem Schaffsfleisch, und in Wahrheit anders nicht als wie die Hundt tractieren Lassen.*“ In der Stadt an der Wörnitz wurde es vorübergehend mit dem Abschied aus einer konfessionsvermischten Vergangenheit ernst. Die Augsburger Konfession wurde in drei Jubelpredigten zur allein selig machenden Stadtphilosophie erklärt. Der schwedische Alltag begann „*als auff Allergnädigsten Befehl/ der Königl. Majestät zu Schweden/ [et]c. die Pfarrkirchen zu S. Georgen daselbsten/ den Evangelischen eingeramet/ auch auff die H. Pfingsten/ dieses lauffenden 1632. Jars/ widerumb das erste mal darinnen geprediget/ und der Gottesdienst nach Inhalt der unverfälschten Augspurgischen Confession, angerichtet worden.*“

### III. Gustava Augustana – Schweden in Augsburg

„*Hoert zu ihr Christenleut/ wissen ich euch bescheyd/ da die Noth war am goesten/ weder auß noch ein westen/ die Augspurger mit name/ Gott ihnen zu Huelff kame. Mit seiner huelffrei-chen Hand/ wie geschehn manchem Land/ Er wollte sie nicht lassen/ weil sie Gott nicht verlassen/ Halff er ihnn auß all Noethen/ thete sie bald erretten. Durch jr Koeniglich Mayestat/ auß Schweden/ welcher hat/ daß groß Werck angefangen/ dazu grosses verlangen/ Jedermann wuenschte gerne/ O wer der Held nicht ferne.*“

1632/33 erklangen in Augsburg solche überschwängliche Dankeslieder und Hymnen auf Gustav II. Adolf, die mitunter in der „*Waarhaften Zeitung*“ gedruckt wurden. Anlass zur Freude gab im April des Jahres 1632 die vermeintliche „*Erlösung*“ Augsburgs aus dem Joch katholischer Schatten- und Kriegsmächte. Selbst in Nürnberg textete man deshalb 1632 noch: „*Augusta Angustiata, A Deo Per Deum Liberata: Teutsch: Geängstigt ward Augspurg die Stadt: Gott durch Gott ihr geholffen hat.*“ In Text und Bild posierte Gustav Adolf als Retter in der Not gegenüber einer verarmten und verwahrlosten Stadt, die als Bettlerin ihr Leid klagte. Im Nebenbild zerstören Jesuiten und Mönche mit Äxten die bedeutende protestantische Stadt- und Kirchenbibliothek von St. Anna (siehe Abb. 3). Schweden wurde fortan im reichsstädtischen Alltag ganz groß geschrieben. Am 17. beziehungsweise nach katholisch-päpstlicher Rechnung am 27. Oktober 1632 beging man in der ehrwürdigen, im Krieg vielfach bedrängten evangelischen Kirche bei St. Anna – noch kurz vor dem Tod Gustav II. Adolfs (1594-1632) – den Trauergottesdienst zu Ehren des gefallenen schwedischen Regimentsoffiziers Erich Hand. Der Oberst war als „*Erbssesse auff Olshamar*“ fest in das skandinavische Hof- und Regierungssystem eingebunden. Zelebrant war Johann Conrad Göbel (1623-1687), Augsburger Pfarrer und Senior im städtischen Kirchenministerium. Sein Nachruf wurde 1633 bei Johann Schultes in Augsburg gedruckt. Übertroffen wurde

Gustava Vindelicorum,  
ET  
Augusta Suecorum:  
Das ist/  
Gründliche vnd Ausführliche  
Beschreibung / Welcher  
Gestalt die Königl. Mayest. zu  
Schweden/ etc. Nach erhaltener Victori  
am Lechflus wieder die kais. vndt Ligistische Armada/  
gegen die Stadt Augspurg geruckt/ dieselbe mit Accord  
erobert / vnd nach geschehenem Abzug der Bährischen  
Besatzung eingezogen/ dem Evangelischen Gottesdienst  
bengetwohnet/ auch wegen Raths vnd andere  
Statt Aempter Königl. Ordinanß  
ergehen lassen.



Hist. Germ.

554, 56.

Gedruckt im Jahr/  
Regt SVECORVM sVBDITVR AVGVSTA.

Foto: Sächsische Landesbibliothek, Staats- und Universitätsbibliothek Dresden, Signatur: Hist. Germ. C.554,36

Abb. 2:  
Diese Schrift aus dem Jahr 1632 hat den neuen „Namen“ für Augsburg als Titel: „Gustava Vindelicorum, Et Augusta Suecorum“ heißt es da.



Foto: Wikimedia, gemeinfrei

Abb. 3:  
Gustav Adolf besiegt die siebenköpfige katholische Hydra vor den Stadttoren Augsburgs.

dieser medienfundierte Kniefall einer süddeutschen Reichsstadt gegenüber der schwedischen Besatzung nur von der Trauer um den Tod Gustav II. Adolfs (Abb. 4) nach der Schlacht bei Lützen am 16. November 1632: „Graves-Schrift Auff den Heldenmütigen und Ritterlichen abschied deß nunmehr höchstseeligster Gedächtnuß [...] Herrn Gustavi Adolphi Der Schweden [...] Königes [...] / In höchster betawr- und betaurung auffgerichtet von M. Laurentio Drachen P.L.“, Augsburg 1633. Jetzt belieferten Augsburgs Offizine ganz Europa mit lateinischer und deutscher Trauer-Panegyrik. Leichenpredigten – mitunter als „Lügenpredigten“ enttarnt – waren in Kriegszeiten stets ein verbreitetes Medium, um Stadt- und Kriegsregimenter sowie Kriegs- und Feldherren zu glorifizieren. Die von dem Bibliothekar Elias Ehinger (1573-1653) verfassten und von Johann Schultes in Augsburg verlegten „Lachrymae fusae in obitu Serenissimi Et Potentissimi Principis ac Domini, D[omi]n[i] Gustavi Adolphi, D.G. Suecorum, Gothorum & Vandalorum Regis“ sind nur ein Beispiel unter Vielen.

Zuvor war im April 1632 Augsburg, wie auch viele andere süddeutsche Residenz-, Dom- und Reichsstädte, von den Truppen Gustav Adolfs im „Accord“ erobert worden. Details erfahren wir aus einer „gründlichen und ausführlichen Beschreibung“, wie die Städte Neuburg a. d. Donau, wo der Landesherr 1616/17 die Gegenreformation durchführen ließ, und Augsburg an die Schweden fielen. Die Schrift diente in erster Linie der Rechtfertigung der schwedischen Mission in diesem europäischen Krieg. Deutlich war die Propaganda abzulesen an der „Clementia“ der schwedischen Heeresleitung unter General Gustav Horn (1592-1657).

Vor der Einnahme Augsburgs notierte der schwedische Kriegsschreiber entsprechend: „Nach dem aber Ihre Mayestaet sich Ihrer angeborenen Clementz erinnerten/ als liessen sie ihnen nochmahln anbieten/ sich der Bayerischen und andern Guarnissonen auffz ehist vnd also balden zu entschlagen/ selbige auß der Stadt zuschaffen/ vnd sich gegen Ihre Mayestaet hin fuero aller Feindschafft zu enthalten.“ Die alte Handels-, Drucker- und Reichsstadt am Zusammenfluss von Lech und Wertach war nun bis 1635 schwedisch verwaltet. Gustav II. Adolf inszenierte sich als Erlöser. Eine entsprechende Medialisierung folgte. 1632/33 mussten allerdings die der Liga, den Klöstern oder dem Bischof nahestehenden Bürger die Reichs- und Domstadt verlassen, wenn sie ihren Treueeid auf die schwedische Krone verweigerten. Ein Kupferstich zum Abschied und Auszug „der Papistischen Geistlichen und Ordens Leutten zu Augspurg, so sich gewei[i]gert, der Cron Schweden, und ihren Confoederirten den Eyd der Trew, und Beystands zu leisten“ hielt 1633 diesen Exodus für die Nachwelt lebendig (siehe Abb. 5, S. 33). Es ging meist um steuerbefreite Bürger aus den Stadtmunitäten, „welche deßwegen den 9./19. May zu der Statt hinauß mit sack und pack, Götzen und Gumpelzwerck biß nacher Landsperg conuoirt worden“ sind.

Lieder, Gedichte, Flug- und Kampfschriften verkündeten diese Botschaft. Sie wurden meist in den Anfangsjahren der schwedischen Herrschaft 1632/33 gedruckt. Der Liedtext „Augspurgischer Triumph“ war typisch für die Zeit: „Das ist/ Ein neues Lied/ darinnen der Tichter auß getrewem Herzen/ der weitberühmter/ deß H. Römischen Reichs Statt Augspurg/ und allen denen/ so in beweldter Statt eins theils/ wegen Gottes Worts/ von den Feinden der Kirchen Christi hart betränget/ eins theils gantz und gar ins Elend vertriben worden/



Foto: akq-images

**Abb. 4:** Ein Portrait von Gustav II. Adolf, schwedischer König, der von 1594 bis 1632 lebte.

Glück und Segen wünschet/ ja Gott Lob und Danck sagt/ daß er ihre Noth und Jam[m]er angesehen/ sie durch Königliche Mayestaet in Schweden darauß erlöset/ und sein reines Wort ihnen wider gegeben hat.“

Charakteristisch für die Erwartungen der schwedischen Heeresleitung in den „befreiten“ Städten war auch eine ebenfalls 1632 gedruckte Beschreibung, „welcher Gestalt die Königl. May. zu Schweden/ [et]c. nach erhaltener Victori am Lechfluß wider die Käys. und Ligistische Armada/ gegen die Statt Augspurg geruckt. Dieselbe mit Accort erobert/ und nach geschehenem Abzug der Bährischen Besatzung eingezogen [...]. Auch wegen Rahts und anderer Statt ämpter Königliche Ordinantz ergehen lassen.“

Augsburgs Drucker bedienten aber offenbar trotz Zensur weiterhin auch die Märkte der Katholischen Liga. 1632 folgte unter schwedischer Herrschaft die Auslieferung des Kriegsberichts zur Bischofs- und Domstadt Bamberg durch den Verleger Manasser. „Kurtze Beschreibung der Statt Bamberg/ im Hertzogthumb Francken gelegen : wie dieselbe von Ihr Excel: Herrn Graffen von Tylli/ als Kayserl: General/ auß der Schweden gewalt erobert und eingenommen.“

#### IV. Nürnberg, Nördlingen und Dinkelsbühl

Süddeutschland und seine groß wie klein geschnittenen Reichsstädte – dazu zählten neben Augsburg das hier näher

untersuchte Nürnberg (Abb. 6, S. 34) mit seinem großen Landgebiet, Nördlingen und Dinkelsbühl – rückten nach dem 17. September 1631 verstärkt in das Aktionsfeld des Schwedenkönigs Gustav II. Adolf (1594-1632) und seiner Heeresführer. Voraussetzung dafür war der überwältigende Sieg der schwedisch-sächsischen Allianz gegen die von Johann Tserclaes Graf von Tilly geführten Truppen der Liga und des Kaisers in der Schlacht am Breitenfeld gewesen. Schweden ließ nun auf der Suche nach Konfessionsverwandten und politisch-militärischen Verbündeten Verhandlungen mit den wichtigen evangelisch-lutherischen Reichsständen in den „Vorderen“ Reichskreisen aufnehmen, wozu unter den süddeutschen Reichsstädten Nürnberg, Rothenburg o. d. Tauber,



Foto: Bayerische Staatsbibliothek München, Einbl. V,8 a-83; VD17, 12:691871A

**Abb. 5:**  
Der erzwungene Exodus der Katholiken aus Augsburg im Jahr 1633.

Schweinfurt, Weißenburg auf der fränkischen sowie Memmingen, Nördlingen und Ulm auf der schwäbischen Seite zählten. Im unmittelbaren Adressatenkreis schwedischer Städte- und Bündnispolitik standen aber auch das konfessionsgemischte Augsburg, Dinkelsbühl und Kempten, das kirchenpolitisch als Doppelstadt mit evangelischer Bürgerstadt sowie altgläubiger Kloster- und Abtsstadt eine Sonderrolle spielte.

### Nürnberg

Die zeitliche Einordnung der reichsstädtischen Schwedenjahre beginnt gut ein Jahr nach der Landung der schwedischen Armee auf der Ostseeinsel Usedom mit einem Sieg bei Breitenfeld und dem sich anschließenden Engagement Gustav Adolphi im Süden. Der Zeitkorridor endet mit dem Frieden von Prag, der mit Ferdinand II. am 30. Mai 1635 geschlossen wurde und der zum Abzug des bei Nördlingen geschlagenen schwedischen Heeres aus Süddeutschland führte. Nürnberg drängte nach der kampflosen Übergabe der reichsstädtischen Landesfestung in Lichtenau am 17. November 1631 an die Kavallerie Tillys durch Kriegskommissär Georg Scheurl von Defersdorf (1601-1699) auf die Umsetzung der schwedischen Schutzbündnisse. Gustav Adolph hatte sie im „Würzburger Vergleich“ mit den wichtigsten evangelischen Reichsständen – dazu zählten auch die beiden Fürstentümer Brandenburg-Ansbach und Brandenburg-Bayreuth – bereits am 2. November 1631 abgeschlossen.

Ende März 1632 kam es zu einem ersten Besuch des schwedischen Königs in Nürnberg. Eine zweite Visite mit Quartier im Petz'schen Schloss Lichtenhof fand am 10. Juni statt. Am 21./31. März wurde Gustav Adolph in Nürnberg mit den bis heute in Stockholmer Museen erhaltenen Geschenken willkommen geheißten. Man erklärte, im Schwedenkönig den künftigen Kaiser zu sehen – ein Treuebruch mit Ferdinand II., der noch Folgen haben sollte. Gustav Adolph bestätigte in deutscher Sprache die Nürnberger Ratsherren als die rechtmäßige, von Gott eingesetzte Obrigkeit. Im Imhoff'schen Stadtpalais nahm er anschließend Quartier, wo

auch die Bündnisverträge mit Nürnberg vorbereitet wurden. Tage später sandte der Rat am 19. April 1632 Boten ins schwedische Hauptquartier vor der Stadt, um die zuvor „ausgefertigte Allianz“ zu überreichen und den König zu bitten, ob er denn auch das Exemplar, „darinnen die Worte ‚an Ayds statt‘ ausgelassen worden“, unterzeichnen könnte. Es handelte sich um ein Militär- und Schutzbündnis („Spezialallianz“) mit Schweden, das den Rat berechtigte, den innerstädtischen Besitz des Deutschen Ordens und den der anderen Kloster- und Stiftshäuser zu säkularisieren.

In Nürnberg, wo man 1632 sogar Okkupationsmünzen in Gold- und Silberlegierung mit dem Brustbild Gustav Adolphi – stilisiert mit Lorbeerkranz und Harnisch – und einem schwedisch gekrönten Reichswappen prägen ließ, zeigen die Diskussionen im Großen und Kleinen Rat, dass keineswegs alle Ratsherren auf der Seite der Schweden standen. Franz Willax untersuchte einige dieser Ratsbiografien, die 1631/32 noch als sehr kaisernah galten und deren öffentliche Reputation in der Schwedenzeit stark beschädigt wurde.

Zum Kreis der alten kaiserstreuen Stadtelite, dem man nun auch Stadtverrat und Spionage zutraute, zählte Hans Jacob Voit von Wendelstein (1577-1633), der im städtischen Militär als „Befehlshaber“ Karriere gemacht hatte. Voit war wiederholt in fremde, auch in bayerische Dienste getreten und er kritisierte als verbales Raubein das mit den Schweden im Schulterschluss kooperierende Ratsregiment. Vermehrt nahm man deshalb Anstoß an seinen „Reden, Drohungen, Verunglimpfungen und Tätlichkeiten“. Zu seinem Sympathisantenkreis zählten Martin Carl Haller sowie die Gebrüder Lucas und Sebastian Welser, gegen die der Rat wegen angeblicher Kontakte zum kaiserlichen Informanten Heinrich Husan und wegen Aufruhrs Polizeimaßnahmen beschloss. Sie galten als „gefährliche Patrioten und schädliche Leuth.“

Und ihre Kontakte reichten in der Stadt bis zu Sigmund Gabriel Holzschuher von Neuenburg (1575-1642), der als Septemvir, Zeugherr, Kriegsdeputierter und Landpfleger sowie als Vorsitzender

des im Jahr 1631 neu formierten Kriegsrates eine für die Verteidigung Nürnbergs ganz herausgehobene Funktion einnahm. Mit dem Verdacht der Untreue gegen die Welser, deren Nürnberger Zweig 1493 das Bürgerrecht angenommen hatte, und mit der Familie Voit von Wendelstein, die seit 1360 als Mitinhaber des Gerichts in Wendelstein und als Nürnberger Bürger belegt sind, drohte der kaiserlich-schwedische Dualismus zu eskalieren und Teile der Nürnberger Oberschicht zu spalten.

Nürnbergs Alltag war in der Schwedenzeit erfüllt durch umfangreiche Arbeiten an seiner Befestigung, entlang der neuen „Zirkumvallationslinie“. Gustav Adolph hat vor der Schlacht an der Alten Veste bei Nürnberg im Som-

*Man erklärte, im Schwedenkönig den künftigen Kaiser zu sehen – ein Treuebruch mit Ferdinand II., der noch Folgen haben sollte.*

mer 1632 als Folge seiner zahlenmäßigen Heeresunterlegenheit die Reichsstadt neu befestigen lassen. Es entstand unter Leitung schwedischer und fränkischer Kriegs- und Fortifikationsingenieure – beteiligt waren u.a. der schwedische Ingenieur und Kriegsbaumeister Frans de Traytorrens (1590-1660), Generalquartiermeister Olof Johanne Goto und der Nürnberger Zeugmeister Johann Carl – die Zirkumvallationslinie mit Laufgräben, aus Stein, Erde und Sand aufgeschütteten Schutzwällen und den aufwändig gestalteten Sternschanzen.

Die Befestigungsarbeiten, die Verpflegung der Schanzer – zeitweise waren bis zu 840 Arbeiter im Einsatz – und der Unterhalt der Verteidigungslinie belasteten den reichsstädtischen Zahlungsverkehr neben den horrenden Kriegskosten zusätzlich. Die Einlagen des Banco Publico fielen über Jahrzehnte. Der Kontostand des Banco Publico erreichte mit 45.995 Gulden im Juni

1635 einen historischen Tiefstand. Vor Beginn des Schwedenkriegs im Januar 1631 belief sich der Einlagenstand noch auf 709.568 Gulden. Die Arbeiten an die ins Umland vorgeschobene Fortifikation basierten einerseits auf ungemessenen Schanzdiensten seitens der Nürnberger Bürger, und sie führten andererseits als bezahlte „Werkpagen“ Spezialisten in die Stadt, die aus den Niederlanden kamen, wo sie im Deich- und Wallbau reiche Erfahrungen gesammelt hatten. Ehemalige Bergknappen aus dem sächsisch-böhmischen Erzgebirge verstärkten die Nürnberger Fortifikationsexperten in der „Deputation zum Schanzwerk“. Franz Willax handelte 1995 ausführlich über diese Schlacht bei Nürnberg, Zirndorf und Fürth und die damit eng verbundenen neuen reichsstädtischen Befestigungsanlagen im zugehörigen politisch-strategischen Umfeld.

### Nördlingen

Wesentlich nachhaltiger als in Nürnberg wirkte die schwedische Zivil- und Militärverwaltung in Nördlingen. Dietmar-H. Voges bezeichnete die Jahre unter schwedischer Stadtherrschaft als „reichsabtrünnig“, sie wechselten mehrmals mit den „reichstreuen“ und kaiserlichen Zeiten. Der protestantisch-schwedische Einfluss dauerte von 1618-1623, 1632-1634 und schließlich von 1645-1650, womit er am Ende sich noch zwei Jahre über die Friedensverträge von Osnabrück und Münster hinaus erstreckte. In dieser Zeit war die Stadt wiederholt von Seuchen und der Belagerung durch die kaiserlich-ligistische Armee bedroht. Die Not verstand man als Zeichen Gottes, die der spätere Nördlinger Chronist und Superintendent Johann Daniel Haack (1651-1686) entsprechend kommentierte.

Nach dem Krieg schrieb er zum 8. August 1634: „[...] da alles auf die Stadt herunter zum endlichen untergang gericht gewesen. Anhero so hat es geheißten, o noth du lehrest beten! Da hat es freilich wol uns Norlingern gegolten, dann wir hatten zuvor allbereit in der Stadt zwo Hauptplagen und straffen, nemlich die pestilentz und Theuerung, die dritte kam darzu, als Belagerung,

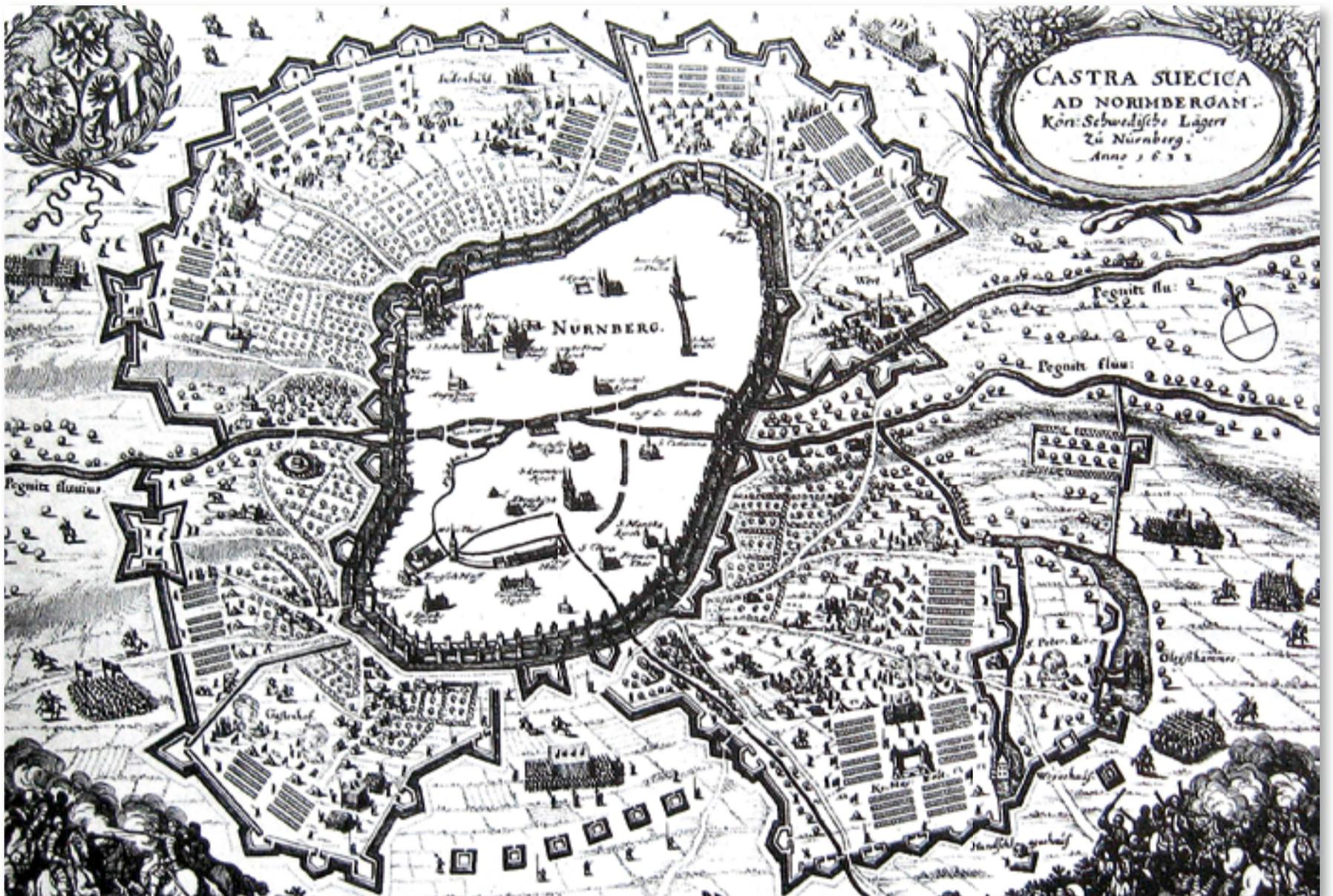


Foto: alkg-images

**Abb. 6:**  
Das schwedische Heereslager 1632  
innerhalb der Nürnberger „Zirkum-  
vallationslinie“.

*Krieg und Blutvergießen: Dannenhero wolt das Lachen Teuer werden und hieß: ô Gott stehe uns bey und hilf uns überwinden.“*

Der schwedisch dominierte Rat versuchte mit neuen Steuern dem Konkurs gegenzusteuern. Man führte als eine Art direkter Kopfsteuer neue „Anlagen“ ein, die bei Bedarf mehrmals jährlich erhoben wurden und die in ihrer Höhe als Doppel-, Triple-, Vierer- oder Fünferanlage flexibel handhabbar waren.

Die Schweden hinterließen jedoch in Nördlingen keineswegs nur Wall-, Pallisaden- und Befestigungsareale. Finanz- und Steuerfragen drängten angesichts kriegsbedingter Verluste, Ernteschäden, Handelsbehinderung und -stagnation sowie wachsender Schuldenberge. So verlor auch die bekannte Nördlinger Pfingstmesse als bedeutender interterritorialer Woll- und Tuchumschlagsplatz an Bedeutung. Nach 1648 wurden dort kaum noch Fernhändler registriert. Ebenso halbierte sich in Nördlingen in den Kriegsjahren 1627 bis 1633 die Zahl der zugelassenen Händler und Handwerker. Wie tief allerdings der Schwedenkrieg in die gewachsene Infrastruktur der Reichsstädte einschneidet, ist noch immer weitgehend ungeklärt. Konfessionsentscheidungen spielten dabei weiterhin eine Rolle, vor allem im Kalkül neuer wie alter Eliten, wenn man den Schwedenkönig als Heilsbringer wahrnahm und den Bündnisfall als richtige Religionsentscheidung auffasste.

### Dinkelsbühl

Die schwäbisch-fränkische Reichsstadt Dinkelsbühl ließ Gustav Adolph über seinen Heerführer, den Oberst Klaus Dietrich von Sperreuter, seit Mai 1632 verwalten. Dieser Vorgang lag im System der Kriegsführung, die den führenden Berufssoldaten für ihre Dienste die Einkünfte aus mediatisiertem Reichsgebiet in Aussicht stellte. Sperreuter erhielt u.a. Ellwangen, das Hochstift Eichstätt und die Reichsstädte Nördlingen und Dinkelsbühl zugesprochen, wobei das Dinkelsbühler Deutschordensland auch von Nürnberg beansprucht wurde. In Dinkelsbühl setzte Sperreuter im Namen des schwedischen Königs den alten Rat umgehend ab und ließ am 25. Mai 1632 neu wählen. Die schwedische Stadtherrschaft dauerte dann unter Sperreuter und seinem Personenstab bis zum Sommer 1633, nachdem es zuvor fortgesetzt zu Beschwerden über Kriegskontributionen, Steuern, „Verehrungen“ und „Recompens“ zwischen dem Rat und dem Oberst gekommen war. Im Januar 1633 resümierte Sperreuter zu seinem Geld- und Finanzverhältnis zur Reichsstadt Dinkelsbühl. Er sei maßlos enttäuscht, da dort nur Bürger lebten, die, um „es Teutsch zu sagen, die undankbarsten Leute auf der Welt“ sind, und die „ihm bisher allen despekt erwiesen“.

Dinkelsbühl erfuhr, wie erwähnt, in der Schwedenzeit einen radikalen Kurswechsel in der Rats- und Konfessionsfrage.

Nach der Umbildung der Stadtgremien im Mai 1632 wurde die bisher von den Katholiken genutzte St. Georgskirche dem evangelischen Rat unterstellt. Die katholischen Pfarrhäuser gingen ebenso wie die Schulhäuser an die evangelische Ratsmehrheit. Die schwedisch besetzte Stadt säkularisierte den Deutschen Hof mitsamt seinen Landgütern, wofür das schwedische Stadtoberhaupt Oberst Sperreuter 2.000 Reichstaler „Recompens“ erhielt. Nach Differenzen mit dem Rat, der dem schwedischen König „trew und holdt zu sein gelobt und geschworen“ hatte, wollte Oberst Sperreuter die Stadt gar seinem Regiments-„Schultheißen“, Dr. jur. Eitel Günther, unterstellen. Er sollte dem Rat „adjungirt“ sein für 150 Gulden als wöchentliche Gage. Proteste ließen nicht lange auf sich warten. In Dinkelsbühl besann man sich jetzt erneut seiner vom Kaiser herrührenden Reichsfreiheiten, obwohl man im Bund mit der Union stand.

### V. Ergebnisse

Grundsätzlich ist auch für die süddeutschen Reichsstädte im Schwedenkrieg festzuhalten, dass ihre traditionelle Militär-, Heeres- und Schlachtengeschichte besser untersucht ist als die zivile, ökonomische und soziokulturelle Seite der 1630er Jahre. Bezeichnenderweise stammen die topographisch genau nachgezeichneten Schlachten-

beschreibungen wiederholt aus der Feder lange gedienter Offiziere, die sprachlich wie inhaltlich von militärischem Geist zeugen. So sprach ein Major a.D. namens Wilhelm Pickel im Kontext des Schlachtgeschehens an der Alten Veste vor Nürnberg vom „Feuergeist“ Gustav Adolfs, der „persönlich oft im Brennpunkt des Kampfes in vorderster Reihe zu finden“ war. Der aussagekräftige Untertitel seiner forschenden Abhandlung lautete dann bezeichnend: „Eine Studie über Führerpersönlichkeiten“. Innerhalb der von uns im Kriegsgeschehen näher untersuchten süddeutschen Städte Augsburg, Nürnberg, Nördlingen und Dinkelsbühl spielte für die Fragen zum Dreißigjährigen Krieg beispielsweise die Schlacht bei Nördlingen vom 6. September 1634 eine hervorgehobene Rolle. Diese Schlacht endete bekanntlich mit dem Sieg der Liga über die Schweden und ihrer protestantischen Verbündeten. Sie führte zum Abzug der Schweden aus Süddeutschland. Es folgte die Einnahme Nördlingens durch kaiserliche Liga-Truppen, zu einem erneuten Wechsel vieler ziviler Stadteliten und schließlich zum Prager Frieden vom 30. Mai 1635, den Axel Oxenstierna mit dem Ende des protestantischen Bündnisses als kaiserlichen Triumph akzeptieren musste. Er sprach von einem zweiten Nördlingen. □

# Die Schlacht bei Nördlingen 1634 – ein Schlachtenszenario des Dreißigjährigen Krieges?

Wilfried Sponsel

## I. Einordnung

Der Chronist und Maler Johannes Müller (1752-1824) widmet dem Einzug des Schwedenkönigs Gustav II. Adolf in die Freie Reichsstadt Nördlingen am 24. September 1632 nicht nur Einträge in seinen Chroniken, sondern auch ein Gemälde. Es zeigt den Schwedenkönig hoch zu Ross inmitten des Nördlinger Marktplatzes. Müller zufolge war der König unter dem Jubel der spalierstehenden Bürgerschaft in die Stadt geritten, nachdem er im wenige Kilometer vor Nördlingen liegenden Dorf Ehringen von den ledigen Bürgersöhnen und der bürgerlichen Kavallerie empfangen worden war. Sein Quartier hatte der König im Kaisersaal bei Bürgermeister Balthas Adam genommen. In Begleitung des Königs befanden sich: sein Kanzler Oxenstierna, Pfalzgraf Christian von Birkenfeld, Herzog Julius Friedrich von Württemberg, Markgraf Friedrich von Brandenburg sowie die Grafen von Hohenlohe und Oettingen. Um vier Uhr abends kam die Königin in Nördlingen an und bald darauf rückte die ganze schwedische Armee ins Ries ein. Der König besichtigte die Stadt und deren Festungswerk und zog am 25. September weiter.

Die Stadtchroniken berichten in der Regel ausführlich über dieses Ereignis, das in der Tat einen Wendepunkt in der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges markierte. Mit Schwedens Eingreifen in den nun schon 12 Jahre dauernden Krieg begann ein neuer Abschnitt, der als Schwedischer Krieg der Jahre 1630 bis 1635 in die Charakteristik dieses großen Krieges eingegangen ist. Erst in dieser Phase, genau genommen ab 1634, sollte der Krieg auch Nördlingen und das Ries zunehmend heimsuchen.

Wir können an dieser Stelle nicht auf die Vorgeschichte der Jahre 1618 bis 1630 eingehen. Vielmehr soll die Stadt Nördlingen am Vorabend der Schlacht auf dem Albuch am 5./6. September 1634 etwas näher angesehen werden.

Ein Kupferstich von Matthäus Merian aus dem Jahre 1643 zeigt eine Stadt mit Kirchen, Rathaus, Spitalanlage, Stapel- und Bürgerhäusern und einer mächtigen Fortifikationsanlage, die offensichtlich den Eindruck der Wehrhaftigkeit dieser Stadt vermitteln soll. Die um 1600 etwa 8.900 Einwohner zählende evangelische Freie Reichsstadt Nördlingen war umschlossen von dem heute noch erhaltenen Mauerring und einem mit Brustwehr und Schießscharten versehenen, der Mauer vorgelagerten Zwinger. Vor der mächtigen Anlage des Baldinger Tores verläuft die „Kornlach“, die bei entsprechender Flutung geschickt in das Abwehrsystem eingebaut werden konnte.

Wie auf einem Kupferstich des Andreas Zeidler aus dem Jahre 1651 zu sehen ist, verlief vor dem Befestigungswerk der teils trockene, teils bewässerte Graben, der wiederum von einer Futtermauer eingefasst war. Vom Oberen Wasserturm bis über das Berger Tor hinaus war die Stadtmauer zu einer breiten Doppelmauer ausgebaut, um so schwere Geschütze postieren zu können. Zwei Basteien waren an der besonders



Dr. Wilfried Sponsel, Stadtarchivar und Stadttheatropflegler von Nördlingen

gefährdeten Seite der Stadt der Mauer vorgebaut. Hier konnten insgesamt 40 Geschütze postiert werden. Die vor 1634 errichteten Sternschanzen vor den Toren und vor einigen Türmen vervollständigten das Verteidigungssystem. In den letzten 60 Jahren vor der Belagerung des Jahres 1634 waren fast alle Tortürme in ihrem Mauerwerk verstärkt und mit Geschützplattformen ausgestattet worden.

Geleitet wurde die Stadt vom fünfköpfigen *geheimen Rat*, bestehend aus drei auf Lebenszeit kooptierten Bürgermeistern, die abwechselnd je vier Monate als Amtsbürgermeister regierten, und aus zwei geheimen Räten. Hinzu kam der *kleine* oder *innere Rat* von zehn Ratsherrn sowie ein *Gericht* von zehn Richtern mit dem Ammann als Vorsitzendem. Bei wichtigen städtischen Angelegenheiten konnte der geheime Rat den kleinen Rat und das Gericht zu Beratungen und Entscheidungen heranziehen. Nur in besonderen Fällen sollte der aus 25 Personen der einzelnen Zünfte bestehende *große Rat* einberufen werden.

Die Bevölkerung bestand in Friedenszeiten aus den Bürgern und ihren Familien mit Knechten und Mägden, aus den zünftigen Gesellen und Lehrlingen, aber auch aus den Paktbürgern, die durch einen besonderen Vertrag für eine begrenzte Dauer Bürger der Reichsstadt wurden. Die Zusammensetzung der Bevölkerung veränderte sich in Kriegszeiten nicht unerheblich. Flüchtlinge versuchten während der gesamten Kriegsjahre bei Verwandten in der Stadt ebenso eine Bleibe zu finden wie Nördlinger Spitaluntertanen aus den Riedsdörfern. Da die Stadt wegen dieses Zustromes bald überfüllt war, musste der Rat Antragsteller zurückweisen und sogar die sich in der Stadt aufhaltenden Bauern – insbesondere diejenigen katholischen Glaubens – aus der Stadt weisen.

Konflikte zwischen den Konfessionen konnten da nicht ausbleiben. Wie konfliktbeladen der Glaubenskrieg für eine

evangelische Reichsstadt jedoch grundsätzlich war, zeigt sich an folgendem Zwiespalt: Einerseits wollte die Reichsstadt grundsätzlich protestantisch bleiben, andererseits konnte sie die Reichsfreiheit nur in Treue und Gehorsam gegenüber dem katholischen Kaiser bzw. gegenüber einem anderen Stadtherrn erhalten. Wenn man hier auf das falsche Pferd setzte, konnte das fatale Folgen haben. Welche Option war die richtige?

Die Stadt musste sich den jeweiligen politischen Konstellationen anpassen, so dass sich für die Dauer des Krieges feststellen lässt: Bei mehrmaligem Wechsel gehörte die Reichsstadt Nördlingen zweimal zur protestantisch-schwedischen Partei und war zweimal den katholisch-kaiserlichen Truppen unterworfen: 1623-1632 kaiserlich-katholisch, 1632-1634 schwedisch-protestantisch, 1634-1645 erneut kaiserlich und 1645-1650 schwedisch-französisch. Im Folgenden soll nun insbesondere das Jahr 1634 näher beleuchtet werden.

## II. Vorgeschmack: Einquartierungen und Verschlechterung der Lage

Seit Beginn des Jahres 1634 mehrten sich die Anzeichen für eine zunehmende Belastung der Stadt. Die Korrespondenz des Rates zeigt, dass zunehmend Einquartierungen, Kontributions- und Naturallieferungen an das schwedische Heer anstanden. Hinzu kam die Unsicherheit über die militärische Situation, weil man nie genau wusste, wo sich der Feind gerade aufhielt. Am 6. März erschien ein öffentliches Patent des Rheingrafen Otto gegen die „Exorbitanzen der Soldatesca“, aus dem hervorgeht, dass die Soldaten weder vor Plünderung und Raub noch vor körperlichen Grausamkeiten zurückschrecken. Einen Vorgeschmack auf die schwere Zeit im Spätsommer 1634 brachte bereits der April dieses Jahres. Am 16. April traf in Nördlingen der Befehl Herzog Bernhards von Weimar ein, das Blaue Regiment bis auf weitere Anordnung des schwedischen Kanzlers Oxenstierna aufzunehmen. Im Verlauf des 17. April rückte das Regiment in Nördlingen ein. Die 14 Kompagnien hatten eine Gesamtstärke von 1058 Mann, hinzu kam der noch einmal 1019 Personen umfassende Tross. Das Verhalten der in den Gaststätten einquartierten Offiziere und auch der in Bürgerquartieren untergebrachten einfachen Soldaten löste eine Welle an Beschwerden seitens der Wirte und der Bürgerschaft aus. Aber erst am 18. Mai zog das Blaue Regiment aus Nördlingen wieder ab, um sich zum Hauptsammelplatz Bernhard von Weimars nach Dinkelsbühl zu begeben.

## III. Der Krieg kommt näher

Das war aber nur ein Vorspiel. Nur wenige Wochen später, am 12. Juni 1634, erfolgte der Überfall kaiserlich-bayerischer Truppen unter General Johann von Wirt, was den Rat in Nördlingen über Vorsichtsmaßnahmen beraten ließ. Eine Chronologie der Geschehnisse dieser Zeit vermittelt einen Eindruck davon, wie sich der Krieg langsam aber sicher dem Ries und Nördlingen näherte. Am 26. Juli fiel Regensburg in die Hand der Kaiserlichen. In Nördlingen erfuhr man aus sicherer Quelle, dass die Stadt das nächste Ziel der Kaiserlichen auf ihrem Weg in das Ries und in Richtung Württemberg wäre. Am 7. August brach König Ferdinand III. mit der kaiserlichen und bayerischen Armee morgens um 7 Uhr von Regensburg auf, vier Tage später traf er mit seinem Hofstab in Ingolstadt ein. Das schwedische Heer unter Bernhard von Weimar hatte zu diesem Zeitpunkt sein Hauptquartier in Lauingen, Horn stand mit seinen Truppen noch

weiter südlich in der Gegend um Mindelheim.

Am 13. August brachten Dragoner des bayerischen Obristleutnants Johann Christoph Gans das von nur 45 schwedischen Soldaten verteidigte Wemding in den Besitz des bayerischen Kurfürsten Maximilian. Am gleichen Tag erschienen kaiserliche und bayerische Reiter vor Donauwörth, während einen Tag später, d.h. am 14. August, Ferdinand Ingolstadt verließ, um am Abend das Hauptquartier der Kaiserlichen und der Bayern in Rennertshofen aufzuschlagen. Zu diesem Zeitpunkt vereinigten Horn und von Weimar ihre Heere bei Günzburg.

Nördlingen nahm angesichts der auf die Stadt zukommenden Gefahr zwei schwedische Regimenter auf, zusammen etwa 400 Soldaten, die unter dem Kommando des Obristleutnants Erhard von Deibitz standen. Am 15. August erschien dieser vor dem Nördlinger Rat und erklärte nach Besichtigung der Verteidigungsanlagen, dass er sich glücklich schätze, eine so gut bewehrte Stadt verteidigen zu dürfen. In einem 6-Punkte-Papier formulierte er die wichtigsten Maßnahmen, die einen guten Einblick in den Alltag der Stadt ermöglichen: Verdächtige Personen und unnützes Volk sollten der Stadt verwiesen werden. Die Bürger sollten auf Feuer und eingeworfene Granaten achten, das Getreide war in den unteren Etagen der Häuser aufzubewahren und nicht zuletzt mussten die Tore verschüttet und verbarrikadiert werden. Alle reifen Feldfrüchte und das Getreide sollten eingefahren werden.

Am 16. August schickte Nördlingen den ersten Hilferuf an den Herzog von Württemberg und an die Reichsstadt Ulm. Aus dem Schreiben geht hervor, dass König Ferdinand bereits sein Quartier auf Schloss Harburg verlegt habe, dass die Schlösser Alerheim und Niederhaus in Brand gesteckt seien und die Grafschaft Oettingen zu einem reinen Durchgangsland geworden wäre. Den Schluss des Briefes ziert ein *cito, cito, citissime!* Die Zeit drängte also, denn das Ziel der kaiserlichen und bayerischen Truppen nach der Eroberung Donauwörths am 16. August war klar: Die Wiedergewinnung der Reichsstädte Nördlingen, Weißenburg, Dinkelsbühl, Windsheim und Rothenburg. Im fruchtbaren Ries aber, nur wenige Kilometer von Donauwörth entfernt, konnten die logistischen Soldaten ihr Lager aufschlagen, um nun auf den Zuzug der spanischen Armee unter Kardinalinfant Ferdinand zu warten.

## IV. Der Feind steht vor der Stadt

Zu diesem Zeitpunkt standen Weimar und Horn noch südlich der Donau, von Nördlingen also noch zwei Tagesmärsche entfernt. Ihr Ziel war es, dem Gegner den direkten Weg nach Württemberg abzuschneiden, hofften aber noch auf Verstärkung aus Franken und vom Oberrhein. Vier Tage später erreichten sie Bopfingen. Von hier aus konnten sie schnell eingreifen, hier hatten sie auch die logistisch wichtige Verbindung mit dem Herzogtum Württemberg.

Bereits am Morgen des 18. August zogen gegnerische Infanterie und Artillerie unter dem Kommando des kaiserlichen Feldmarschall-Leutnants Baron de Suis vor Nördlingen und bezogen Stellung auf dem Stoffels- und Galgenberg, um dort gegen Mittag acht große Geschütze (Stücke) in Stellung zu bringen. Am Mittag wurde der erste Schuss auf die Stadt abgefeuert und am Abend forderte ein kaiserlicher Trompeter am Berger Tor die Stadt zur Übergabe auf.

Der Rektor der Lateinschule, Johannes Mayer, gibt 1637 in seiner Erinnerungrede an die Schüler ein sehr





Foto: akg-images

*Auch Peter Paul Rubens würdigte die wichtige Schlacht von Nordlingen mit einem Gemälde, das heute in Wien zu sehen ist. Die Darstellung zeigt das Treffen des Erzherzogs Ferdinand, des*

*späteren Kaisers Ferdinands III., und des spanischen Gouverneurs der Niederlande, des Kardinalinfanten Ferdinand. Die enge Kooperation ermöglichte den Erfolg der beiden Linien des Hauses Habsburg.*

Das Schlachtgeschehen selbst kann in drei Momentaufnahmen skizziert werden. Die erste Szene: Kurz nach dem Morgengrauen begann der Angriff der Schweden auf die Albuchhöhe. Horns Angriff verlief zunächst verheißungsvoll. Seine Infanteriebrigaden konnten schnell die mittlere Schanze nehmen. Weil die Angreifer aber weit über die eroberte Schanze hinaus agierten, stießen sie im Getümmel letztlich aufeinander; und als Pulverladungen explodierten, machten Dampf und Rauch die Lage vollkommen unübersichtlich. Diese Situation nutzte ein spanisches Infanterieregiment und ging zusammen mit der Reiterei zum Gegenangriff über und drängte Horns Infanterie zurück, der den Ansturm noch 15 Mal vergeblich wiederholen ließ. Da konnte auch eine Brigade von Weimars Reitern, die zu allem Unglück gegen die falsche, nördlich gelegene Schanze anritt, nichts ausrichten.

Die zweite Szene: Der katholischen Seite blieben die Abnutzungserscheinungen auf der gegnerischen Seite nicht verborgen. Ihr Ziel war es, den rechten und linken Flügel des Gegners zu durchschneiden. Fraglich war, ob Horn dem Druck der spanischen Regimenter und der kaiserlich-bayerischen Verbände noch länger standhalten konnte. Während von Weimars Stellung ungefährdet zu sein schien, war Horn in aussichtsloser Lage entschlossen, seine Truppen bis zur Höhe der Ulmer Straße zurückzuziehen.

Die dritte Szene: Die Ausgangsposition für das gewagte Manöver war sehr schwierig, denn Horn musste sich nicht nur aus dem Kampf lösen, sondern von Weimar musste Horns Rückzug absichern können. Horn konnte sich wohl, wie geplant, entlang des Rezenbachtals, zum Teil geschützt durch die angrenzenden Höhen zurückziehen, doch

blieb die Deckung Bernhard von Weimars aus. Dieser musste sich nämlich heftigen Attacken des Gegners erwehren, die schnell die Absicht Horns erkannt hatten. Die Infanterie Herzog Bernhards wurde zusehends aufgerieben und seine Kavallerie in die Flucht geschlagen. Die Fliehenden und die Abziehenden suchten sich durch das Tal in Richtung Ulmer Straße zu retten, wobei sich die Truppen Horns und Weimars zu allem Unglück gegenseitig behinderten.

Zahllose Fliehende wurden niedergemacht oder gefangen, Artillerie und Bagage waren verloren. Die Katastrophe der schwedisch-protestantischen Streitmacht war perfekt, ausgelöst nicht durch einen entscheidenden Fehler eines einzigen, sondern durch Fehler und Versäumnisse der beiden Feldherren. Die Folgen waren katastrophal: Auf der Seite des schwedischen Heeres waren etwa 8.000 Tote zu beklagen, 3.000 bis

4.000 Mann gerieten in Gefangenschaft. Auf der Seite des verbündeten katholischen Heeres waren 1.200 Tote und etwa ebenso viele Verwundete zu zählen. Überall lagen Leichen und Kadaver, die zur Verunreinigung der Luft beitrugen und Reisenden ein Bild des Schreckens boten, wie am 12. September 1634 der Reichspfennigmeister und kaiserliche Oberkommissar in einem Schreiben an den Rat der Stadt ausführte. Unter den erschlagenen, erschossenen und niedergemachten toten Körpern seien viele hohe Offiziere, Grafen und Herren, vornehmer reichs- und ausländischer Adel, ein schrecklicher Anblick für die Vorbeireisenden. Für die hier lebenden Menschen sei der Gestank der Luft unerträglich und die Gefahr der Infizierung sehr groß, meinte der Oberkommissar, um die Zivilbevölkerung dazu aufzurufen, die Menschen und Kadaver zu bestatten bzw. zu vergraben.

Das aber war nicht ungefährlich, denn die von den durchziehenden kaiserlichen und schwedischen Soldaten ausgehende Gefahr war nach wie vor nicht unerheblich. Durchzüge, Einquartierungen und Plünderungen gehörten zum damaligen Alltag der Menschen. Wer außerhalb der Stadt wohnte, konnte die Märkte nicht besuchen und wer innerhalb wohnte, konnte aus Furcht vor den Soldaten nichts feilhalten und keinen Laden öffnen. Kurz: „Es ist ye ein Erbarmlich ding,“ wie ein Zeitgenosse meinte. In dieses Bild passte die Aussage des Totengräbers, dass viele Toten im Außenbereich der Stadt liegen würden und dass er beauftragt sei, zusammen mit seinem Kollegen die Toten sieben Schuh tief zu vergraben. War unter diesen Umständen an eine Rückkehr in den Alltag zu denken?

### VIII. Rückkehr in den Alltag?

Die Niederlage des schwedischen Heeres bedeutete für die Reichsstadt Nördlingen die Übergabe an den Feind und damit den Abzug des Stadtkommandanten Deibitz. Am 7. September nachmittags um 2 Uhr rückten die Kaiserlichen ein und besetzten das Baldinger Tor. Zwei kaiserliche Kompagnien sollten Deibitz sicher in Richtung Ulm geleiten. Aber noch vor seinem Auszug wurden viele seiner Soldaten zum Übertritt in die kaiserliche Armee gezwungen. Letztlich kam Deibitz nur noch mit fünf Mann und einem Pferd in Ulm an. Ab 8. September wurden zahlreiche kaiserliche und bayerische Soldaten einquartiert. Der Rat versuchte in Form schriftlicher Bittgesuche, aber auch in Form persönlicher Abordnungen und Bittgänge zum König, die reichsstädtischen Freiheiten erhalten und die Lage der Bürger verbessern zu können. Vor dem Rathaus wurden von kaiserlichen Kommissären den versammelten Bürgermeistern, Räten und Bürgern folgende Schuldvergehen vorgelesen: Auflehnung gegen den Kaiser; bewaffneter Widerstand gegen den Stadtherrn, Verrat an diesem insbesondere durch das mit dem Schwedenkönig eingegangene

### *Die Bürger verkauften alles, was sie an Kleidern, Büchern und wertvollen Haushaltswaren hatten.*

Bündnis, Ignorieren des Übergabe-Ultimatums. Nördlingen habe viel Schuld auf sich geladen und müsse das entstandene Blutvergießen vor Gott verantworten. Am 9. September kam von seinem Hauptquartier Reimlingen König Ferdinand III. nach Nördlingen, um die Unterwerfung der Stadt entgegenzunehmen. An der südlichen Kirchentür von St. Georg baten Rat und Bürgerschaft kniefällig um Verzeihung. Die Stadt wurde in Gnaden aufgenommen, nach einem feierlichen Gottesdienst kehrte der König wieder nach Reimlingen zurück.

Nach dreitägiger Plünderung forderten die kaiserlichen Kommissäre 100.000 Reichstaler Brandsteuer und Strafgeldsteuer. Nach Bitten beim König konnte die Brandsteuer um die Hälfte verringert werden, so dass nur noch 50.000 Reichstaler bezahlt werden mussten. Hinzu kamen 12.000 Gulden an einen Generalwachtmeister sowie 8.000 Gulden an einen Marchese de Grana, sozusagen als Kriegskostenersatz für die kaiserliche und bayerische Artillerie zur Auslösung der Glocken und der Kanonen, auf die der Gegner ein Anrecht gehabt hätte. Das kaiser-

liche Regiment Baron de Suys musste als Besatzung aufgenommen werden. Die Stadt hatte in mehrfacher Hinsicht Glück: Ferdinand III. gewährte Nördlingen „Pardon“, in einem „Accord“ wurden die Abzugsbedingungen festgehalten. Der Rat, d.h. die Zivilverwaltung, blieb im Amt, es gab keinen „Elitentausch“, ja, sogar der für den Widerstand der Stadt mitverantwortliche Stadthauptmann Johann Melchior Welsch tauchte in der Folgezeit als Ratsmitglied auf; der Sieger erzwang auch keinen Konfessionswechsel; der Status einer freien Reichsstadt blieb erhalten.

Nur schrittweise normalisierte sich der Alltag. Nachdem die Plünderungen vorüber waren, kehrte man zu den Morgen- und Abendbetstunden zurück, Pfarrer Hauff hielt wieder einen Gottesdienst, die Schulen wurden wieder geöffnet, im Karmeliterkloster wurde seit Wochen wieder eine Leichenpredigt gehalten. Die Bürger verkauften alles, was sie an Kleidern, Schmuck, Büchern und wertvollen Haushaltswaren hatten. Alle von den Fremden hinterlegten Güter wurden durch Aufkäufer der städtischen Kasse zugewiesen, den Bauern wurde das Getreide abgenommen und in die Stadt geführt. Die Pest hatte zwischenzeitlich die Stadt heimgesucht. Rektor Mayer schildert in seiner Erinnerungsrede: „Und die Bürger machten sie ansteckend, weil sie, auch wenn sie von dieser Seuche ergriffen waren, von den Soldaten gezwungen wurden, in der Öffentlichkeit zu verkehren. Da sahen wir Leute, die mit Geschwüren und Eiterbeulen im Gesicht gezeichnet waren“.

Die Klagen der Bürger über die einquartierten Soldaten häuften sich. Die vielen Klagepunkte zeigen die Überforderung der Bürger und ihrer Familien mit gewalttätigen Soldaten, mit dem hohen Verbrauch an Lebensmitteln und Futter für die Pferde. Der Rat konnte seine Bürger gegen die Übergriffe der Soldaten nicht in ausreichender Form schützen. Im Gegenteil: Er musste die Bürgerschaft, aber auch die Spitaluntertanen zu Sachleistungen und zum Teil zu drastischen Steuererhöhungen verpflichten, um die Kriegskosten bezahlen zu können. Dies hatte der Rat seinen auf dem Marktplatz versammelten Bürgern bekannt zu geben. Interessanterweise zeigte eine unmittelbar nach der Übergabe der Stadt auf Befehl des Siegers durchgeführte Zählung der Bestände an Vieh, Korn und Wein, dass keineswegs alle Vorräte aufgebraucht waren. Auffallend häufig wurden die offensichtlich gehorteten Vorräte nun zu Wucherpreisen weitergegeben. Und Piccolomini hielt den Nördlingern vor, dass viele Personen noch während der Zeit der Belagerung mit vollem Bauch, goldenen Ketten, stattlichen Kleidern usw. herumgegangen wären.

Wolfgang Wüst bemängelt zu Recht das weitgehende Fehlen einer Alltagsgeschichte des 30-jährigen Krieges. Wie also sah es aus mit den Kommunikations-, Verwaltungs-, Wirtschafts- und Verfassungsänderungen dieser Zeit? Die zuletzt vorgetragenen Beobachtungen gehen vielleicht in diese Richtung, wobei deutlich wird, dass die Auswertung der „Kriegsakten“ allein nicht genügt, vielmehr eine ganze Reihe anderer Archivalien wie die Missiven, d.h. die Korrespondenz der Stadt, die Suppliken, also die Bittschriften der Bevölkerung, Ordnungsbücher, Ratsprotokolle, Stadtkammerrechnungen sowie die Chroniken heranzuziehen sind. Mit ihrer Auswertung könnten der Erforschung des reichsstädtischen Alltags in der Zeit des 30-jährigen Krieges in der Tat neue Impulse gegeben werden.

Fragen wir abschließend noch nach den Folgen der Schlacht, dann können wir mehrere Überlegungen anstellen.

### IX. Die Folgen der Schlacht – eine kritische Bilanz

Im Mittelpunkt steht dabei die Frage, ob der Dreißigjährige Krieg wirklich entscheidend für die weitere Entwicklung der Stadt gewesen war? Eine Antwort auf diese Frage könnte die Auswertung der Steuerbücher sowie der Kirchenbücher bringen. Der Historiker Christopher Friedrichs hat beide Quellen in seiner Dissertation ausgewertet und konnte dabei folgendes feststellen:

An Hand der Steuerbücher kann für die 40 Jahre vor dem Krieg eine Anzahl von 1.600 bis 1.800 Haushaltungen ermittelt werden, was einer Einwohnerzahl von 8.000 bis 9.000 entspricht. Wenn nun für die Jahre 1627 bis 1640 800 Familien weniger ermittelt werden, so heißt das, dass bis in die Jahre um 1640 die Bevölkerung um die Hälfte zurückgegangen ist. Auch wenn für die folgenden Jahrzehnte ein deutlicher Zuwachs zu verzeichnen war, konnte der Vorkriegszustand erst wieder 1939 erreicht werden.

Interessanterweise zeigt die Untersuchung der Kirchenbücher, dass die Anzahl der Geburten schon vor dem Krieg gesunken war, weil damals vermutlich die Zahl der Einwanderer beschränkt worden war. Deutlich wird auch, dass die Zahl der Geburten nach dem Krieg wieder deutlich angestiegen ist, um erst nach 1690 wieder abzunehmen. Friedrich hat diese und andere Ergebnisse in einer Grafik festgehalten.

Diese Grafik verdeutlicht auch die Bevölkerungsverluste. Dabei muss jedoch festgehalten werden, dass die Verluste zwischen 1627 und 1640 ohne Zweifel auf die hohe Zahl von Todesfällen in den Jahren 1631 bis 1635 zurückzuführen sind. Denn allein im letzten Drittel des Jahres 1634 waren 1.273 Stadtbewohner verstorben. Allerdings starben diese weniger durch unmittelbare Kriegseinwirkung, sondern durch Krankheit, Seuchen und Pest. Allerdings begann die Stadt schon bald, diese Verluste durch verstärkte Eheschließungen, Erhöhung der Geburtenanzahl und Neubürgeraufnahmen zu überwinden.

In diese Richtung weist auch ein Blick auf die Entwicklung des Realvermögens der Bürger. Konkret: Während das gesamte Realvermögen der Bürgerschaft im Laufe der Kriegsjahre merklich zurückging, war nach dem Krieg ein deutlicher Anstieg zu verzeichnen, der erst nach 1670 wieder sinken sollte. Somit kann festgestellt werden, dass auch in wirtschaftlicher Hinsicht von einer Erholungsphase unmittelbar nach dem Krieg ausgegangen werden muss, wobei diese Erholungsphase durch die weiteren Kriege des 17. und 18. Jahrhunderts mit ihren hohen finanziellen Aufwendungen merklich abgeschwächt wurde. Das aber heißt: Nicht der Dreißigjährige Krieg, sondern die späteren Kriege haben die Finanzen der Stadt auf lange Sicht zerrüttet.

Friedrichs bahnbrechende Forschungen werden durch die Analyse der Neubürgeraufnahmen bestätigt. Diesbezüglich ist festzustellen, dass die Zahl der Zuwanderer auch in der Zeit vor dem Krieg mit einer Quote von 7 bis 28 Zuwanderern pro Jahr keineswegs konstant war. 1621 waren es bereits 37 Neubürger und 1636, also zwei Jahre nach der Schlacht bei Nördlingen, sogar 61, was den absoluten Höchststand für den untersuchten Zeitraum bis 1650 bedeutete. Dahinter verbirgt sich eine geschickte Einwanderungspolitik des Rates, dem daran gelegen war, die Bevölkerungsverluste wieder auszugleichen und gleichzeitig das Handwerk zu stärken. Wie also sah es im Handwerk aus?

Auch hierzu gibt es interessante Beobachtungen, die ich aber nur kurz

andeuten will. Tatsächlich brachte der Krieg auch im Handwerk eine deutliche Zäsur. Zwei Beispiele: Arbeiteten 1618 in Nördlingen 84 Metzger, so waren es 1638 gerade noch 45. Und von ehemals 74 Bäckern sind nach 1634 noch 38 nachweisbar. Beide Berufszweige hatten sich bis 1652 wieder erholt, ohne allerdings den Vorkriegszustand zu erreichen.

Ähnliches ist auch für das Textilgewerbe zu beobachten. Arbeiteten 1618 noch 371 Loder, so waren es 1638 noch ganze 103. Bei den Feintuchwebern lässt sich eine ähnliche Abwärtsentwicklung beobachten: Ihre Zahl ist von 33 Handwerkern auf 3 zurückgegangen.

### *Nicht der Dreißigjährige Krieg, sondern die späteren Kriege haben Wirtschaft und Finanzen der Stadt auf lange Sicht zerrüttet.*

Diese statistischen Angaben belegen die deutlichen Kriegsverluste des Handwerks, sie belegen aber auch eine gewisse Erholungsphase in der Nachkriegszeit, so dass noch einmal mit Christopher Friedrichs festgehalten werden kann: Nicht der Dreißigjährige Krieg, sondern die späteren Kriege haben Wirtschaft und Finanzen der Stadt auf lange Sicht zerrüttet. Kommen wir zum letzten Punkt, der Bedeutung der Schlacht.

### X. Bedeutung der Schlacht in historischer Sicht

Der Schlacht bei Nördlingen wird überregional keine andauernde historische Bedeutung beigemessen, auch wenn ihr Ausgang eine neue politische Konstellation geschaffen hatte. Das 1634 entstandene politische Ungleichgewicht zugunsten der kaiserlich-katholischen Seite rief ja Frankreich auf den Plan, das nun aktiv in das Kriegsgeschehen eingriff, um auf schwedisch-protestantischer Seite zu kämpfen. Und wie steht es um die historische Bedeutung der Reichsstadt Nördlingen in diesem Geschehen? Auch hierzu meint die Forschung: Da die Schlacht nicht wegen Nördlingen geschlagen worden wäre, sondern eben bei Nördlingen, so käme ihr keine andauernde historische Bedeutung zu. Da die Reichsstadt Nördlingen jedoch den Zugang in das protestantische Württemberg und Franken versperrte, hatte sie zumindest eine strategische Relevanz. Und denkt man an die hohen Bevölkerungsverluste und an das schreckliche Leiden weiter Bevölkerungskreise, so muss der Schlacht unter lokaler und regionaler Fragestellung ohne Zweifel eine große Bedeutung zugemessen werden. Dies gilt ohne Einschränkung, auch wenn weder der Krieg noch die Schlacht den wirtschaftlichen Niedergang der Stadt Nördlingen verursacht haben. Dafür waren, und das sollte heute aufgezeigt werden, der bereits etwa 150 Jahre zuvor einsetzende allgemeine wirtschaftliche Strukturwandel und die Reichskriege des 17. und 18. Jahrhunderts verantwortlich. □

# Kitsch oder Klasse?

Benannt nach der Patronin der Kirchenmusik, gilt die Cäcilienmesse neben seiner Faust-Oper als das Meisterwerk von Charles Gounod. Die Messe des 1818 geborenen französischen Komponisten wurde 1855 in Paris uraufgeführt und erfreut sich bis heute größter Beliebtheit. Doch die Meinungen der Kritiker sind gespalten – romantischer Kitsch oder tief religiöses Meisterwerk? Rund 150 Musikliebhaber hatten am Abend des 17. Mai 2018 bei der Veranstaltung

„Kitsch oder Klasse?“ Gelegenheit, in der Katholischen Akademie Bayern einem der besten Kenner der Festmesse von Gounod zuzuhören. Dr. Frank Höndgen, Chordirektor und künstlerischer Leiter der Kirchenmusik an St. Michael in München, ging in seinem Referat auf die Entstehungsgeschichte ein, ordnete das Werk in den liturgie-theologischen Kontext ein und erläuterte mit Musikbeispielen Gounods Kompositionstechnik.

## Die Cäcilienmesse von Charles Gounod

Frank Höndgen

### I.

„Bravo, mein lieber junger Mann, den ich schon als Kind gekannt habe, Ehre sei dem *Gloria*, *Credo* und vor allem dem *Sanctus*! Das ist schön, das ist wahrhaft religiös! Bravo! Ich danke Ihnen; Sie haben mich wirklich glücklich gemacht.“ Das schrieb August Poirson (1795–1870) in einem Dankesbrief an seinen ehemaligen Schützling Charles Gounod, dem er schon sieben Jahre zuvor geraten hatte: „Geh, mein Junge, und komponiere!“

Der junge Gounod hatte gerade seine erste Messkomposition in der Pariser Kirche Saint-Eustache dirigiert, sein erstes Werk dieser Gattung. Der damalige Organist an Saint-Eustache und Kapellmeister an der Pariser Oper, Pierre-Louis Dietsch (1808–1865), hatte ihn fünf Monate zuvor dazu aufgefordert:

„Schreiben Sie doch eine Messe, ehe Sie nach Rom reisen; ich lasse sie in Saint-Eustache aufführen“. Nur wenige Tage später verließ der frischgebackene Rom-Stipendiat Paris, um seinen Aufenthalt in Rom zu beginnen. Auch dort sollte er geistliche Musik komponieren und sich mit der Stilistik großer Meister wie Palestrina, Bach und Mozart vertraut machen. Zurück in Paris begann er, ab 1843 als *Maitre de chapelle* an der Kirche der *Missions étrangères* seine gewonnenen Erkenntnisse in die liturgische Praxis zu übertragen. In diese Zeit fällt auch das Bestreben Gounods, Priester zu werden, ein Ansinnen, welches er nach kurzem Studium am Karmeliter-Seminar an Saint-Sulpice im Frühjahr 1848 wieder aufgab. Nach dieser ersten Schaffensperiode mit geistlichen Werken betrat Gounod die Welt des Musiktheaters. Seine erste Oper *Sapho* (1851) hatte keinen durchschlagenden Erfolg, der Durchbruch auf diesem Gebiet gelang ihm erst mit *Faust* im Jahr 1859. Dennoch konnte Gounod vor allem durch die aktive Hilfe seines Schwieger-



Dr. Frank Höndgen, Chordirektor und künstlerischer Leiter der Kirchenmusik an St. Michael in München

vaters Pierre-Joseph-Guillaume Zimmermann (1785–1853), Klavierlehrer am Conservatoire, einen festen Platz im Pariser Musikleben besetzen. Er übernahm die Leitung der Pariser Chorvereinigung Orpheon von 1852 bis 1859 und die Zuständigkeit für den Vokalunterricht an den öffentlichen Pariser Schulen.

### II.

In diese Zeit fällt die Entstehung seines bedeutendsten geistlichen Werkes, der *Messe solennelle* zu Ehren der Hl. Cäcilie. Erste Skizzen und Werkteile entstanden vermutlich bereits 1849 im Blick auf die jährlich am 22. November erstmals zelebrierte Cäcilienfeier an Saint-Eustache, bei der die *Association*

*des artistes musiciens* jährlich in Verehrung ihrer Schutzheiligen eine Messkomposition zur Aufführung brachte. Musiziert wurde 1849 jedoch stattdessen eine Komposition von Louis Niedermeyer. Gounod komponierte wahrscheinlich zunächst *Sanctus* und *Benedictus*, möglicherweise existierten zu dieser Zeit auch schon Skizzen von *Credo* und *Kyrie*. *Sanctus* und *Benedictus* gelangten in der Londoner St Martin's Hall am 15. Januar 1851 als Messfragment zur ersten Aufführung und wurden in der Fachpresse überschwänglich gelobt: „Wir erinnern uns keiner schlichteren, süßeren und erhabeneren Melodie als der des *Sanctus*. [...] Es ist das Werk eines vollendeten Künstlers.“

Die erneuten Aufführungen der beiden Stücke am 4. Januar 1852 und des *Sanctus* am 6. April 1855 durch Jules Pacheloup (1819–1887) waren wohl der Anlass für Gounod, seine bisher entstandenen Sätze zu einer vollständigen *Missa* zu komplettieren. Der Verleger Lebeau verfügte im Sommer 1855 über mindestens drei Stücke (*Kyrie*, *Sanctus* und *Benedictus*), welche durch die Zusendung des *Credo* am 15. August 1855 ergänzt wurden.

Im Sommerurlaub entstanden dann *Gloria* und *Agnus Dei*. Gounods Respekt vor dieser Aufgabe war groß. So schrieb er Ende August an seine Mutter: „Die Messe! In Musik! Durch einen armen Mann! – mein Gott! Hab Erbarmen mit mir!“ Ein Hinweis für die Einbindung des „Domine, non sum dignus, ut intres sub tectum meum“ („Herr, ich bin nicht würdig, dass du eingehst unter mein Dach“), das laut der liturgischen Ordnung direkt nach dem *Agnus* gesprochen wird, könnte in der Ehrfurcht Gounods vor der Kompositionsaufgabe zu finden sein. Die Messe wurde am 21. September 1855 fertiggestellt, allerdings noch ohne das „Domine salvum“. Gounod widmete sie seinem am 29. Oktober 1853 verstorbenen Schwiegervater Zimmermann, dem er in Bezug auf seine Stellung im Pariser Musikleben viel zu verdanken hatte. Auch das *Offertoire* für Orchester existierte zu diesem Zeitpunkt offenbar noch nicht.

Zur vollständigen Erstaufführung gelangte die Cäcilienmesse am 29. November 1855 in Saint-Eustache in Paris. Für die Erstaufführungsbesetzung wird von mehreren Dirigenten, M. Tilmant sen. für das Orchester, die Herren Cornette, Bousquet, Cacères und Hurand für die Chöre, und zwei Organisten, Batiste an der Hauptorgel und Henon an der Chororgel, berichtet. Andere Quellen hingegen schreiben: „Tilmont dirigierte das Orchester, während Gounod die Chöre leitete.“ Auch wenn sich aus den Berichten die genaue Erstaufführungssituation nur bedingt rekonstruieren lässt, bleibt doch festzuhalten, dass eine Aufführung auf der Orgelhauptempore aufgrund der beengten Platzverhältnisse ausgeschlossen werden kann. Die Existenz einer Chororgel lässt sich für das Jahr 1855 nur indirekt belegen, Informationen über Standort und Disposition sind nicht verfügbar. In der Partitur ist explizit nur die *Orgue du chœur* gefordert. Somit bleibt der Einsatz der Hauptorgel neben der Chororgel fraglich, wenn auch nicht ausgeschlossen.

Die zeitlich unterschiedliche Genese der Messe bringt eine nicht durchgängig konsistente Besetzung mit sich, die Gounod auch vor der Drucklegung nicht durch einen korrigierenden Eingriff zu vereinheitlichen suchte. So werden die Posaunen in einigen Sätzen gar nicht oder nur sehr spärlich verwendet, im *Gloria* fehlen sie im Stimmenvorsatz völlig und werden durch eine Bemerkung unter dem letzten Partitursystem für die *Coda* des *Gloria* angekündigt. Der Zusatz „6 Harfen“ lässt sich sicherlich mit der großen Zahl von 300 der an

der Uraufführung beteiligten Instrumentalisten und Choristen erklären.

Die auffälligste Besetzungsvorschrift ist die Verwendung einer *Octobasse* in *Benedictus* und *Agnus Dei*. Dieses seltene Instrument – es wurden nur drei Exemplare gebaut – kommt in den anderen Sätzen der Messe nicht zum Einsatz. Es handelt sich um einen Spezial-Kontrabass mit geradezu gigantischen Abmessungen von bis zu 3,5 Meter Bauhöhe. Berlioz schwärmte von den klanglichen Möglichkeiten dieses Instruments. Ob zu den Aufführungen von Gounods Cäcilienmesse ein Oktobass überhaupt zum Einsatz gekommen ist, lässt sich nicht eindeutig belegen. In der gedruckten Partitur wird zu Beginn des *Benedictus* (B-Dur) ein Oktobass in B gefordert. Im *Agnus Dei* stehen keine Angaben zu einer möglichen Stimmung. In der Literatur werden Oktobässe nicht als Subkontrabass-Instrumente, sondern als besonders groß gebaute Kontrabässe, die tiefere Töne als die damals gebräuchlichen 4-saitigen Kontrabässe bei gleichzeitig gesteigerter Klangfülle zu spielen imstande waren (der Ambitus selbst lag nur eine Terz tiefer). Ob die Verwendung des Oktobasses nur in der Partitur gefordert ist oder ob ein solches Instrument auch tatsächlich eingesetzt wurde, ist in zeitgenössischen Berichten nicht belegt. Eine Aufführung heute ohne einen Oktobass ließe sich im *Benedictus* durch die Übernahme der Oktobass-Partie durch ein 32'-Register der Orgel und im *Agnus Dei* durch einen 5-Saiter-Kontrabass realisieren.

### III.

#### Kyrie

Der erste Satz der Cäcilienmesse ist der Textbasis folgend dreiteilig aufgebaut. Vor den ersten Teil des „Kyrie eleison“ setzt Gounod eine verhaltene Einleitung mit starken Anklängen an ein gregorianisches Motiv, wenngleich es sich hier um kein wörtliches Zitat handelt. Chor und Orchester tasten sich vorsichtig an diesen Ruf heran, um dann ab Takt 15 in den formal ersten Teil einzutreten. Auch hier ist die Wahl der Mittel noch sehr verhalten, ein ostinates Motiv mit minimalen harmonischen Veränderungen ist den Chorstimmen Sopran und Tenor als rhythmische Stütze beigegeben. Die Chorpässagen sind in ihrer Abfolge nicht sukzessiv, sondern melodisch und harmonisch aufeinander bezogen – sie kommentieren sich gegenseitig bzw. setzen die begonnene Linie konsequent fort. Das Solistenerzert kommentiert dieses noch sehr zurückhaltende Gebet durch homophone Darbietung des „eleison“, welches der Chor durch unisono-Einwürfe „Kyrie“ (Takt 37) und „eleison“ (Takt 40) abschließend bestätigt.

Mit dem Beginn des zweiten Teils ab Takt 42 ändert sich die Perspektive dieses Huldigungsrufes. In der zweiten Anrufung wird Gottes Sohn als Mensch zum personalen Gegenüber und findet in der deutlich bewegteren und emotional engagierteren Aktion des Chores seine Entsprechung. Die Solopässagen lösen die vom Chor aufgebaute Spannung über einige harmonisch stark gefärbte Zwischenstationen wieder auf und leiten fast nahtlos in die dritte Anrufung mit dem zweiten „Kyrie eleison“ über (ab Takt 79). Die abschließende *Coda*, welche auch die Motorik des Streicherostinato beendet, kehrt zum Charakter der Einleitung zurück. Am Ende steht eine bitende Zusammenfassung, erstmals über einem doppelt punktierten Rhythmus in einer Kadenz mit dem ungewöhnlichen Harmonieschema G-e-H-G.

#### Gloria

Gounod berichtet in einem Brief an seine Mutter vom 1. September 1855



Charles Gounod lebte von 1818 bis 1893. Die Uraufführung der Cäcilienmesse fand 1855 statt, das Foto zeigt den Komponisten um das Jahr 1890.

Foto: akg-images

über die fünfteilige Anlage seines Gloria. Die langsame Einleitung des Gloria zitiert den Gesang der Engel (Lk 2,14) über Bethlehems Feldern in der Geburtsnacht Christi. Horn und Solosopran geben diesem Engelchor über einem dichten und harmonisch kaum variierten Streichertremolo zusammen mit dem *colla parte* summenden Chor (à bouche fermée) ein klangliches Gewand. Die übrigen Orchesterinstrumente setzen an den textlichen Zäsurstellen leicht gegenrhythmische Akkordblöcke hinzu, die durch den Einsatz der *Grosse Caisse* selbst im vorgeschriebenen *pianissimo* deutlich akzentuiert erscheinen.

Der zweite Teil von „Laudamus te“ bis „Pater omnipotens“ umfasst den lobpreisenden Anrufungsteil des Gloria-Hymnus bis einschließlich der Anrufung Gottes des Vaters als ersten Teil des trinitarischen Gottesbildes. Der große hymnische Lobpreis erklingt mit homophon geführtem Chor über einem markanten rhythmischen Motiv in den tiefen Instrumenten (Takt 37–53). Im „Gratias agimus tibi“ tritt das Solistenterzett als eine Art Vorsängergruppe in den Satz ein. Alten liturgischen Gewohnheiten folgend entwickelt sich ein Dialog zwischen Soli und Chor in unterschiedlicher Intensität. Dieser Abschnitt geht, wiederum von der markanten Rhythmik der Bassinstrumente begleitet, durch das majestätische Bild des allmächtigen Vaters über einem leicht theatralisch wirkenden Plagalabschluss zu Ende.

---

### *Die langsame Einleitung des Gloria zitiert den Gesang der Engel über Bethlehems Feldern in der Geburtsnacht Christi.*

---

Die Christus-Komponente des Gloriahymnus bringt im dritten Teil ab Takt 96 einen völligen Wechsel des Ausdrucks. Ein „Gespräch“ zwischen den Celli und der Solo-Oboe bereitet den ersten solistischen Eintritt des Bass-Solos vor. Mit dem Einsatz des Solo-Tenors wechselt die Stimmung erneut. Hatte der Bass noch die Bezeichnung Jesu als „Filius Patris“ abgeschlossen, folgen nun die litaneiarartigen Anrufungen mit der ersten Bitte „miserere nobis“. Dabei steigert Gounod die Rufe über die Anzahl der beteiligten Solisten. Die erste Anrufung „qui tollis peccata mundi“ singt der Solo-Tenor allein, die bei der Bitte der zweiten Anrufung „suscipe deprecationem nostram“ wird vom Bass thematisch geführt und durch den Tenor mit einer dezenten Gegenstimme ergänzt. In der dritten Anrufung „Qui sedes ad dexteram Patris“ vervollständigt der Solosopran die Solistenbesetzung. Dieses Terzett mit Chor bezeichnet Gounod als seinen vierten Gloria-Teil, obgleich in der musikalischen Anlage kein struktureller Einschnitt zu sehen ist. Die letzten Bitten „miserere nobis“ der durch den Chor repräsentierten Gemeinde sind ein sich steigernes Wechselspiel, welches in einer dreifachen Abstufung von *forte* über *piano* zu *pianissimo* verklingt.

Der letzte Teil des Gloria („Quoniam tu solus Sanctus“) beginnt mit einer Art Reprise und den musikalischen Mitteln von Teil 2 („Laudamus te“). Gounod verwendet in den Takten 156–170 die exakt gleiche Musik über dem veränderten Text, erst ab Takt 171 kommt über eine veränderte Kadenz der Wechsel in die Schlusscoda mit der Anrufung der dritten trinitarischen Ebene, dem Heiligen Geist. Hier komponiert Gounod in zwei Phasen hintereinander eine Steigerung aus dem *piano* bis hin zum *fortissimo*, welche durch eine imitatorische Anlage und eine

rhythmisch gegenläufige Altstimme geprägt ist (Takte 173–182 und 194–202). Den Abschluss bildet ein mächtiges dreifaches Amen, welches Gounod ähnlich wie am Ende des zweiten Teils über eine mittelalterlich klingende und erweitert plagale Wendung setzt.

### Credo

Ebenso wie im Gloria sind auch zwei Teile der Credo-Vertonung in Gounods *Cäcilienmesse* von einem rhythmischen Motiv in den tiefen Orchesterstimmen geprägt. Das reicht von „Credo in unum Deum“ bis „omnia facta sunt“ und von „et ascendit in coelum“ bis zu „in remissionem peccatorum“. Der erste Teil wirkt als mächtige Präsentation fast marschartig, unterstützt durch einen dem Text folgenden Spannungsbogen über fortissimo - forte - piano - forte und wiederum fortissimo. Die piano-Passagen als echter Gegenpol zur fast dogmatisch anmutenden Fortissimo-Prozession verwendet Gounod bei den Textpassagen über Christus als menschengewordenen Gottessohn. Ausführende wie Zuhörer begegnen diesem gleichsam auf Augen- und Ohrenhöhe. Ein ähnlicher Effekt, wenn auch in der Kompositionsgeschichte bei zahlreichen anderen Komponisten oft zu beobachten, stellt sich in der Vertonung des „qui propter nos homines“ ein. Die Musik wird leiser und der markante Rhythmus verstummt. Zusätzlich scheint die Stimmung nun persönlich, ja sogar personal zu werden. Zuhörer und Musiker werden aktiv in das Geschehen der Glaubensaussage mit hineingenommen, wenn gesagt wird: „für uns Menschen und zu unserer Heil herabgestiegen aus den Himmeln“.

Nicht nur ein faszinierender musikalischer Einfall bzw. kompositorische Gepflogenheit, sondern vielmehr ein Einblick in die tief verankerte Spiritualität Gounods. In seinem Glaubensverständnis steigt Gott nicht mit Pauken und Trompeten vom Himmel herab, sondern dieses Herabsteigen vollzieht sich im Wunder der Menschwerdung. So schafft er einen äußerst organischen Übergang zur intimsten Passage des Credo. Im „Et incarnatus“ gibt Gounod den Ausführenden neben Dynamik mit einem vierfachen pianissimo und musikalischer Struktur, teilweise a cappella, noch einen Aufführungshinweis in der Partitur mit, als wolle er ganz sicher gehen, dass seine Intention nicht missdeutet werden kann: „Dieser Bericht über das Mysterium der Inkarnation muss vom Chor so leise wie möglich gesungen werden, um durch die tiefe Andacht der Stimmen der undurchdringlichen Tiefe des Gegenstandes gerecht zu werden.“

### *In Gounods Glaubensverständnis steigt Gott nicht mit Pauken und Trompeten vom Himmel herab, sondern dieses Herabsteigen vollzieht sich im Wunder der Menschwerdung.*

Nach dem Geheimnis der Inkarnation beschreibt Gounod die Leidenspassage in einem sehr eindrücklichen Wechsel zunächst zwischen Soli und Chor, dann zwischen den Frauen- und Männerstimmen des Chores. Ein kurzes Hornsignal kündigt die Auferstehungssequenz an, zunächst noch zaghaft, dann aber mit einem großen und nicht mehr zu bremsenden Schwung, der in eine Art „Reprise“ hineinführt, in welcher Gounod die Himmelfahrt Jesu beschreibt. Die symmetrische Anlage des Credo reicht bis zur Textpassage



Foto: akg-images

Die Heilige Cäcilia – hier dargestellt auf dem Mittelbild eines achteiligen Zyklus aus dem frühen 14. Jahrhundert, der in den Uffizien in Florenz zu sehen ist – ist Patronin der Kirchenmusik.

„resurrectionem mortuorum“. Was den gläubigen Menschen nach der Auferstehung von den Toten zu erwarten hat, verklänglicht Gounod in einer über Harfenklängen schwebenden Vision vom „Leben in der kommenden Welt“. Eine kurze Amen-Coda rundet diese Ewigkeitsdarstellung ab.

### Offertoire

Gounod entschloss sich erst kurz vor der Drucklegung der Messe, ein eigenes Orchesterstück hinzuzufügen. Seinen ursprünglichen Plan, eine Art „Ouverture“ zu komponieren, ließ er fallen. Die Vorlage stammt aus seinem wenige Jahre zuvor entstandenen kleinen Oratorium *Tobie*. Es handelt sich um eine Transposition des in G-Dur stehenden

Originals nach As-Dur, ergänzt um eine 4-taktige Einleitung. In *Tobie* verklänglicht Gounod mit dem als „Invocation“ (Nr. 6) überschriebenen Orchesterstück die Heilung des blinden Tobit durch seinen Sohn Tobias (Tob 11,7–12). Im Autograph der Cäcilienmesse erhält das erst kurz vor der Uraufführung mit der Nummer 4 in die Partitur eingefügte Stück die Überschrift „Priere pour l'orchestre seul“, im Erstdruck hingegen steht es als Nr. 3<sup>bis</sup> unter dem Titel „Invocation pour l'orchestre seul“. Am 7. Februar 1874 führte Gounod die Messe in London mit einem neuen Orchester-Offertoire auf. Der Verbleib von Partitur und Aufführungsmaterialien ist jedoch nicht bekannt. Möglicherweise handelt es sich bei dem in einer Quelle, nämlich

bei Goddard (1874), zusätzlich abgedruckten Offertoire in A-Dur (Nr. 4b in der Orgelstimme der vorliegenden Neuausgabe) um die Orgelfassung dieses neuen Orchesteroffertoires. In der Goddard-Ausgabe findet sich zusätzlich das ursprüngliche Offertoire nach *Tobie*, hier allerdings in einer vierhändigen Fassung.

### Sanctus und Benedictus

Die beiden folgenden Sätze der Messe reichen, wie oben gesagt, entstehungsgeschichtlich am weitesten zurück. Der Tenorsolist zeichnet über einem Streichtremolo die Tempelvision des Jesaja (Jes 6,3), und mit dem Einsatz der Chorstimmen scheint sich der klangliche Raum „mit Rauch zu füllen“. Eine



Foto: ak-images

Die Kirche Saint-Eustache im Zentrum von Paris vom Südosten aus gesehen. Die im 16. und 17. Jahrhundert erbaute Kirche war der Ort der Uraufführung.



Foto: dpicture alliance

Frank Höndgen hat im vergangenen Jahr eine Neuauflage der Cäcilienmesse besorgt und das Werk bereits 25 Mal mit dem Chor von St. Michael aufgeführt. Eine Reihe von

Chorsängern kam direkt von der Generalprobe in die Akademie, um dem Vortrag ihres Dirigenten zu lauschen. Hier sitzt er am Podium mit Akademiestudienleiter Dr. Johannes Schießl.

fast unvermittelte Rückung aus dem „gewohnten“ harmonischen Umfeld der Ausgangstonart F-Dur nach Des-Dur markiert den Anlauf über ein sich dreifach steigerndes „Pleni sunt coeli et terra gloria tua“ zur majestätischen Wiederholung des Sanctus. Ein blockartig gesetztes kurzes „Hosanna in excelsis“ schließt nach ein paar ruhig und remineszent klingenden Orchestertakten den ersten Teil des Sanctus ab und leitet zum Benedictus über. Hier reduziert Gounod drastisch die musikalischen Mittel. Er teilt die *con sordino* spielenden Streicherstimmen und schafft so einen dichten Klangteppich für den Solo-Sopran, der ähnlich der Tenorpassage im Sanctus eine sehr verhaltene Beschreibung der Ereignisse aus Mt 21,9 (Einzug Jesu in Jerusalem) liefert. Der Chor singt mit geteilten Männerstimmen und wiederholt die Sopranpassage. An dieser Stelle, bei Takt 14, lässt Gounod zum ersten Mal den Oktobass einsetzen. Ein sehr schlichtes und choralartig gesetztes „Hosanna“ beschließt die Gesamtanlage „Sanctus-Benedictus“.

#### Agnus Dei

Den litaneiartigen Grundaufbau des Agnus ergänzt Gounod in seiner Cäcilienmesse durch den zweimaligen Einschub eines Textes, der in der liturgischen

Abfolge der Messe erst nach dem Agnus Dei folgt. „Domine, non sum dignus, ut intres sub tectum meum“ („Herr, ich bin nicht würdig, dass Du eingehst unter mein Dach“). Gounod lässt dieses Zitat aus Mt 8,8 zunächst den Solo-Tenor, dann, nach der zweiten Agnus-Anrufung durch den Solo-Sopran singen. Die Versionen könnten charakterlich kaum unterschiedlicher sein: Die Tenorpassage klingt zweifelnd und unsicher. Eine fast kindliche und auch vertrauende Zuversicht strahlt hingegen die Sopran-Version aus. Eine letzte Steigerung mit der um das „dona nobis pacem“ erweiterten Agnus-Anrufung, die dem Ende des Credo nicht unähnlich ist, beschließt den letzten Teil des Ordinarium Missae.

#### Domine salvum fac

Das in der französischen katholischen Kirche des 19. Jahrhunderts übliche Gebet für Kirche, Armee und Vaterland komplettiert Gounods Messe solennelle. Die drei Verse sind ihrer Intention nach sehr unterschiedlich vertont; für die Kirche: ein schlichter einstimmiger Choral a cappella; für die Armee: ein Marsch mit klingendem Spiel; für die Nation: eine triumphale Hymne. □

# Gute Wahl

## 50 Jahre gewählte Pfarrgemeinderäte in Bayern

**Gewählte Pfarrgemeinderäte gehören unzweifelhaft zum Selbstverständnis der katholischen Kirche in Bayern – kaum zu glauben also, dass diese erst seit 50 Jahren das Bild der Kirche prägen. Die Katholische Akademie Bayern nahm dieses Jubiläum zum Anlass, zusammen mit dem Landeskomitee der Katholiken in Bayern auf diese Zeitspanne zurückzublicken und dabei durchaus auch in kritischer Absicht zu würdigen. So bot sich am Nachmittag des 28. September 2018 die Gelegenheit, im Rahmen der**

**Veranstaltung „Gute Wahl“ den Ausführungen von Prof. Dr. Dr. Stephan Haering OSB, Professor für Kirchenrecht an der LMU München, und Prof. Dr. Sabine Bieberstein, Professorin für Exegese des Neuen Testaments und Biblische Didaktik an der KU Eichstätt-Ingolstadt, zu lauschen und anschließend zentrale Fragestellungen gemeinsam zu diskutieren: Sind wir uns selbst genug? Wo und wie muss sich die Kirche ändern? Und welche Zukunft hat der Pfarrgemeinderat in der jetzigen oder einer anderen Form?**

## Fünfzig Jahre Pfarrgemeinderat – Historische, theologische und kirchenrechtliche Aspekte

P. Stephan Haering OSB

### I. Einführung

In einem 2016 erschienenen Beitrag meines Fachkollegen Thomas Schüller, der sich mit der Frage der rechtlichen Legitimität des deutschen Pfarrgemeinderats auseinandersetzt, heißt es einleitend: „Um den Pfarrgemeinderat ist es in der kirchenrechtlichen Fachdiskussion wie auch im Alltag der stetig größer werdenden Pfarreien still geworden. Die nachkonziliare Euphorie, die in Deutschland durch den Beschluss der Würzburger Synode zur rechtlichen Ausgestaltung der Pfarrgemeinderäte weiteren Aufwind erfuhr, ist der Ernüchterung im ehrenamtlichen Engagement vieler Gläubigen in diesem Rat gewichen. Ein deutlicher Indikator für die immer weiter abnehmende Bedeutung dieses pfarrlichen Rates ist die in der Regel erschreckend geringe Zahl der Wahlbeteiligung bei den Wahlen zum Pfarrgemeinderat.“

Es mag überraschen, dass ein Beitrag anlässlich des 50-Jahr-Jubiläums der deutschen Pfarrgemeinderäte mit dieser eher düsteren Analyse eröffnet wird. An den Aussagen ist zwar manches richtig, aber doch nicht alles. Gewiss hat sich in den fünf Jahrzehnten, seit in den deutschen Bistümern der Pfarrgemeinderat, wie wir ihn heute kennen, eingeführt worden ist, vieles in der Kirche geändert. Dass eine Euphorie nicht jahrzehntelang aufrechterhalten bleibt, scheint mir eher gesund als bedenklich. Nüchternheit ist, auch im Hinblick auf die Wahrnehmung des Lebens und die Umsetzung der Sendung der Kirche, keine schlechte Ausgangsbasis. Zutreffend scheint mir an der Einschätzung, dass das fachkanonistische Interesse am Pfarrgemeinderat, soweit es sich anhand der Zahl einschlägiger Publikationen messen lässt, geringer geworden ist.



Prof. Dr. Dr. Stephan Haering OSB, Professor für Kirchenrecht an der LMU München

Die Wahlbeteiligung bei den Pfarrgemeinderatswahlen ist sicher nicht beäussernd, doch wenn man sie in Beziehung zur Zahl der sonntäglichen Kirchgänger setzt, die bei den deutschen Katholiken zuletzt – bei erheblichen regionalen Unterschieden – im Durchschnitt auf unter zehn Prozent der Gläubigen gesunken ist, dann stellt sich das Bild noch einmal ganz anders dar. Mancherorts ist die Zahl der katholischen Christen, die bei der Pfarrgemeinderatswahl ihre Stimme abgeben, dank entsprechender Werbung und der Möglichkeit der Briefwahl, sogar weit

höher als jene der Mitfeiernden der sonntäglichen heiligen Messe. Es sollte freilich auch nachdenklich stimmen, wenn das Interesse an jenem Gottesdienst, der nach den Worten des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962–1965) „Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens“ bildet (Lumen gentium, Art. 11), statistisch geringer ist als an einer kirchlichen Personenwahl.

Die nachfolgenden Ausführungen sollen einerseits eine gewisse Informationsbasis für die weitere Diskussion, andererseits aber auch einen Gegenstand der kritischen Betrachtung bieten: Am Beginn werden ein paar historische Streiflichter geboten, die den Pfarrgemeinderat in einen größeren Zusammenhang stellen. Danach wenden wir uns der Frage zu, was den Pfarrgemeinderat spezifisch legitimiert. Weitere Bemerkungen betreffen die rechtliche Gestaltung des deutschen Pfarrgemeinderats im Unterschied zum Pfarrpastoralrat des kirchlichen Gesetzbuchs. Am Ende stehen ein paar tastende Überlegungen zur Zukunft des Pfarrgemeinderats, gerade angesichts der gegenwärtigen Reformen der Pfarrstruktur in den deutschen Bistümern.

### II. Geschichtliche Aspekte

Der Pfarrgemeinderat ist eine neue Ausdrucksform der Laienverantwortung in der Kirche, aber keineswegs der Anfangspunkt verantwortlicher Mitwirkung von Laien an der Regelung kirchlicher Angelegenheiten. Die Geschichte der Kirche ist von Anfang an davon bestimmt, dass der Herr seine Sendung, ungeachtet der besonderen Bedeutung des apostolischen Amtes, nicht nur dem engeren Jüngerkreis anvertraut hat, sondern allen, die in seine Nachfolge treten. Dementsprechend haben Gläubige seit alters in verschiedenen, wechselnden Formen spezielle Aufgaben in der Kirche wahrgenommen. Unter den Theologen und prägenden Gestalten des Christentums der ersten Jahrhunderte befanden sich nicht nur Bischöfe und Kleriker, sondern auch andere Gläubige. Im frühen Mittelalter waren Laien vielfach dafür verantwortlich, dass zumal in ländlichen Regionen christlicher Gottesdienst und Seelsorge möglich geworden sind. Auch wenn das dahinterstehende sogenannte Eigenkirchenwesen viele problematische Phänomene mit sich gebracht hat und schließlich zurückgedrängt wurde, war es in vielen Regionen Europas ein entscheidendes Mittel der kirchlichen Präsenz vor Ort. Auch Kaiser und Fürsten haben sich für die Kirche verantwortlich gefühlt und sie deshalb gefördert, zugleich aber auch in mancher Hinsicht kontrolliert.

Im Mittelalter haben wir es mit einer Identität von Staat, Kirche und Gesellschaft zu tun. Die Historiker sprechen vom *Corpus Christianum* und bezeichnen damit diese große, nicht zu unterscheidende Einheit von Sphären, die wir heute auseinanderhalten können und zu trennen gewohnt sind. Das *Corpus Christianum* bildete auch eine selbstverständliche Voraussetzung für die Wahrnehmung von Laienverantwortung in der Kirche. Auf lokaler, städtischer Ebene etwa bildeten Kommune und Kirchengemeinde eine Einheit und waren nicht voneinander zu trennen. Dies führte vielfach dazu, dass auch das öffentliche Vermögen eine Einheit bildete und nicht ein eigenes Kirchengut unterschieden wurde. Damit war auch vorwiegend Laien aus dem städtischen Rat die Verantwortung übertragen, für die materiellen Bedürfnisse der Kirche entsprechende Vorsorge zu treffen. Das Amt des Kirchpflegers war vielfach, wenn man dies überhaupt so beschreiben darf, eher ein kommunales Amt als

ein kirchliches; jedenfalls wurde es regelmäßig von einem Laien ausgeübt.

Auch in der Neuzeit, also nach der Reformation und der westlichen Kirchenspaltung, fand die verantwortliche Mitwirkung von Laien in der katholischen Kirche ihre Fortsetzung. Wenn man einmal von den staatlichen Kontrollinstanzen über die Kirche, wie sie in Systemen des Staatskirchentums und der Staatskirchenhoheit bestanden, absehen, war es wiederum vor allem der Bereich der pfarrlichen Vermögensverwaltung, woran – teilweise aufgrund staatskirchenrechtlicher Vorgaben – mit Laien besetzte Gremien in Deutschland schon seit dem 19. Jahrhundert beteiligt waren. Ein besonderes Feld des Engagements der katholischen Laien waren auch politische und gesellschaftliche Fragen. In den Pius-Vereinen trat der Laienkatholizismus in Deutschland sichtbar in Erscheinung.

Im 20. Jahrhundert setzte sich diese Entwicklung in Deutschland fort. Nach dem Ersten Weltkrieg wurden in deutschen Bistümern auch Pfarrausschüsse oder Pfarrräte gebildet, in denen Laien und Kleriker gemeinsam die Pfarrei betreffende Fragen berieten. Die Schaffung dieser Gremien erfolgte im Kontext der sogenannten Katholischen Aktion. Nach dem Zweiten Weltkrieg war eine verstärkte diözesanrechtliche Ordnung dieser Ausschüsse zu verzeichnen. Jedenfalls hatten die deutschen Katholiken bereits eine reiche Erfahrung mit pfarrlichen Gremien gemacht, als vor fünf Jahrzehnten die uns vertrauten Pfarrgemeinderäte eingesetzt wurden.

### III. Theologische Legitimität

Die aktive Beteiligung der Laien am Leben der Kirche hat durch das Zweite Vatikanische Konzil neue Impulse erhalten. Dieses Ökumenische Konzil verwendet in seinen Dokumenten zur Beschreibung der Kirche unter anderem die Bezeichnungen „Volk Gottes“ oder „Leib Christi“; es sieht darin eine sakramental geprägte Gemeinschaft (*communio*), zu der alle Gläubigen vereinigt sind. An verschiedenen Stellen spricht das Konzil davon, dass die Sendung der Kirche von allen Getauften getragen wird und nicht nur der Klerus das Leben der Kirche prägt. Schon allein durch die Sakramente der christlichen Initiation (Taufe, Firmung, Eucharistie) sind die Glieder der Kirche dazu berufen und befähigt, den göttlichen Auftrag der Kirche persönlich mit zu verwirklichen.

Das Konzil hat dem Apostolat der Laien ein eigenes Dokument gewidmet (Dekret *Apostolicam actuositatem*). Darin wird zwar nicht auf einen Pfarrpastoralrat eingegangen, aber der Zusammenschluss und das Zusammenwirken von Laien, Klerikern und Ordensleuten in Gremien, die das Apostolat koordinieren und fördern, werden nachdrücklich angeregt (Art. 26). Damit benennt dieses Konzilsdekret implizit auch eine wichtige Funktion des Pfarrgemeinderats. Im Dekret über die Hirtenaufgabe der Bischöfe wird ausdrücklich die Einrichtung eines diözesanen Pastoralrats gewünscht (Christus Dominus, Art. 27). Ein entsprechendes Gremium ist auch für die Ebene der Pfarrei denkbar, auch wenn Christus Dominus darüber nichts ausdrücklich sagt.

Vor dem Hintergrund dieser Konzilsaussagen und auf der Grundlage der Erfahrungen, die man mit bereits bestehenden pfarrlichen Gremien gemacht hatte, wurden dann vor fünf Jahrzehnten die Pfarrgemeinderäte gebildet. Die Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland, die 1971 bis 1975 in Würzburg tagte („Würzburger Synode“), konnte die Existenz von Pfarrgemeinderäten zwar schon weitestgehend voraussetzen, verstärkte aber



Joachim Unterländer, der Vorsitzende des Landeskomitees der Katholiken, eröffnete die Veranstaltung und dankte der Katholischen Akademie für die gute Kooperation.

nochmals deren rechtliches Fundament. In ihrem Beschluss „Räte und Verbände“ schreibt die Würzburger Synode für jede Pfarrei die Bildung eines Pfarrgemeinderates vor, welcher „dem Aufbau einer lebendigen Gemeinde und der Verwirklichung des Heils- und Weltauftrags der Kirche“ zu dienen habe (III 1.1). Ferner heißt es, dass er „in allen Fragen, die die Pfarrgemeinde betreffen, je nach Sachbereichen und unter Beachtung diözesaner Regelungen beratend oder beschließend mitzuwirken“ habe (III 1.2).

Als ein Organ, das der Verwirklichung der Sendung der Kirche dient, ist der Pfarrgemeinderat gewissermaßen – wie die Kirche selbst – zuerst „von oben“ legitimiert und nicht „von unten“. Während in unserem demokratischen Staatswesen alle Gewalt vom Volke ausgeht, verdankt sich die Kirche ganz ihrer göttlichen Stiftung. Diese Grundsatzsache wirkt sich auch im Hinblick

auf den Pfarrgemeinderat aus. Er ist nicht eine kirchliche Parallele zum Gemeinderat und der Pfarrer nicht ein kirchliches Pendant des Bürgermeisters. Der Pfarrgemeinderat bildet auch kein quasi parlamentarisches Gremium, das die Gläubigen der Pfarrei dem Pfarrer gegenüber vertritt oder dem Pfarrer als Kontrollorgan gegenübersteht. Vielmehr soll der Pfarrgemeinderat als verantwortliches Ratsorgan zur möglichst guten Verwirklichung der Sendung der Kirche in der Pfarrei beitragen.

Bei der Bestimmung der Mitglieder kommt es also in erster Linie darauf an, dass sie diese Aufgabe gut wahrnehmen können; dies ist bei jenen Mitgliedern, die dem Pfarrgemeinderat von Amts wegen angehören, ohne weiteres vorzusetzen. Im Hinblick auf die übrigen Mitglieder lässt es sich so ausdrücken: Die Basis für die Mitgliedschaft bildet die durch Taufe, Firmung und Eucharistie sakramental vermittelte volle Befähigung zur Mitwirkung an der kirchlichen Sendung, nicht aber ein Mandat der wahlberechtigten Mitglieder der Pfarrgemeinde.

Vor diesem Hintergrund ist es eine zweitrangige Frage, nach welchem Verfahren jene Mitglieder des Pfarrgemeinderates bestellt werden, die ihm nicht schon von Amts wegen angehören. Theologisch ist grundsätzlich jedes Verfahren legitim, wenn es nur weitgehend gewährleistet, dass der Pfarrgemeinderat seine Aufgaben möglichst gut wahrnehmen kann. Die Wahl der Mitglieder des Pfarrgemeinderats durch die Gläubigen der Pfarrei ist nur eine mögliche Vorgehensweise, die Zusammensetzung zu bestimmen. Allerdings kann angesichts der in unserem deutschen Gemeinwesen herrschenden und auch den Gläubigen vertrauten demokratischen Kultur die Wahl als sehr angemessenes Verfahren bezeichnet werden. Damit wird die Kirche keineswegs zu einer Art geistlichen Demokratie transformiert, sondern bleibt ihrem Wesen als gottgestiftete *Communio* und geistliche Dienstgemeinschaft für diese Welt verpflichtet.

Für die Bildung des Pfarrgemeinderats wäre demnach auch denkbar, dass der Bischof oder der Pfarrer die Mitglieder beruft oder dass einzelne kirchliche Gruppierungen und Vereine ihre Vertreter in das Gremium entsenden. Tatsächlich sehen die Satzungen regelmäßig

auch die Möglichkeit vor, Gläubige in den Pfarrgemeinderat zu berufen; die amtlichen und die gewählten Mitglieder des Pfarrgemeinderates können das Gremium auf diesem Weg personell ergänzen.

Es versteht sich von selbst, dass nicht zuletzt die natürlichen Fähigkeiten der Mitglieder und entsprechende menschliche Eigenschaften für eine gedeihliche Arbeit im Pfarrgemeinderat von großer Bedeutung sind. Zu denken ist an Sachkenntnis, Zuverlässigkeit, Einsatzbereitschaft, Kreativität, Kooperationsfähigkeit und menschliche Reife. Letztere heißt freilich nicht, dass nur ältere Gläubige für die Mitgliedschaft in Betracht kämen, denn Reife ist nicht allein altersabhängig. Gleichwohl ist ein gewisses Mindestalter für die Mitgliedschaft erforderlich, das gewöhnlich bei 16 Jahren liegt.

#### IV. Kirchenrechtliche Stellung des Pfarrgemeinderats

Die theologische und ekklesiologische Legitimität des Pfarrgemeinderats steht aufgrund der zuvor genannten Aussagen des Vaticanum II außer Frage; so bedeutete es auch für den kirchlichen Gesetzgeber keine Schwierigkeit, im Codex Iuris Canonici (CIC) von 1983 ein entsprechendes Gremium für die Pfarreien vorzusehen. In c. 536 CIC heißt es:

§ 1. Wenn es dem Diözesanbischof nach Anhörung des Priesterrates zweckmäßig scheint, ist in jeder Pfarrei ein Pastoralrat zu bilden, dem der Pfarrer vorsteht; in ihm sollen Gläubige zusammen mit denen, die kraft ihres Amtes an der pfarrlichen Seelsorge Anteil haben, zur Förderung der Seelsorgstätigkeit mithelfen.

§ 2. Der Pastoralrat hat nur beratendes Stimmrecht und wird durch die vom Diözesanbischof festgesetzten Normen geregelt.

Die Einrichtung des Pfarrpastoralrates ist demnach nicht zwingend vorgeschrieben, sondern es bleibt im Ermessen des Diözesanbischofs, ob in den Pfarreien seines Bistums ein Pastoralrat gebildet wird oder nicht. Der Papst als Gesetzgeber hat dabei vor Augen, dass sich die Verhältnisse in den verschiedenen Regionen der Weltkirche höchst

unterschiedlich gestalten und die Schaffung eines solchen Rates nicht überall gleichermaßen möglich oder angezeigt ist. Papst Johannes Paul II. (1978–2005) unterstrich 1988 in seinem Nachsynodalen Apostolischen Schreiben *Christifideles laici* (Nr. 27) aber nochmals die besondere Bedeutung der Pfarrpastoralräte. In allen deutschen Bistümern bestehen Pfarrgemeinderäte, deren rechtliche Eigenart allerdings nicht völlig identisch mit jener des Pastoralrats gemäß CIC ist.

Der zitierte c. 536 CIC macht für den Pfarrpastoralrat nur einige wenige, aber sachlich bedeutsame Vorgaben: (1) Die Leitung des Rates liegt beim Pfarrer. (2) Dem Rat gehören neben Laien auch jene Personen an, die amtlich an der

*Theologisch ist grundsätzlich jedes Verfahren legitim, wenn es nur weitgehend gewährleistet, dass der Pfarrgemeinderat seine Aufgaben möglichst gut wahrnehmen kann.*

Seelsorge in der Pfarrei beteiligt sind. Dazu zählen auf jeden Fall die hauptamtlich in seelsorglichen Aufgaben in der Pfarrei Tätigen wie ein Kaplan (Pfarrvikar), Diakon oder Pastoral- und Gemeindeferenten. Es können auch Seelsorger davon betroffen sein, die ehrenamtlich oder in Teilzeit in der Pfarrei wirken. (3) Der Rat hat nur beratendes Stimmrecht, d. h. Entscheidungen werden letztlich vom Pfarrer getroffen. (4) Die konkrete rechtliche Gestalt des Pfarrpastoralrats ist durch den Diözesanbischof zu regeln. Dies geschieht regelmäßig durch die entsprechenden diözesanen Satzungen.

Diese Bestimmungen des CIC über den Pfarrpastoralrat stehen teilweise in Spannung zu den Grundsätzen, welche die Würzburger Synode zum Pfarrgemeinderat formuliert hat. Die Synode wollte dem Pfarrgemeinderat in gewissen Sachbereichen auch entscheidendes Stimmrecht zuweisen und wünschte, dass möglichst nicht der Pfarrer den Vorsitz im Pfarrgemeinderat führt. Diese Abweichungen vom kodikarischen



Dr. Albert Schmid (li.), viele Jahre lang Vorsitzender des Landeskomitees der Katholiken in Bayern, traf auf Karl-Peter Büttner, den Vorsitzenden des Diözesanrats der Katholiken im Bistum Würzburg.



Clemens Knoll (li.), Geschäftsführer der Katholischen Erwachsenenbildung (KEB) Bayern in der Erzdiözese München und Freising sowie Mitglied

im Vorstand der KEB Bayern, und Karl Heinz Eisfeld, der Vorsitzende der KEB im Erzbistum.

## Ausführliche Dokumentation

Das Landeskomitee der Katholiken in Bayern arbeitet derzeit an einer Dokumentation des Studententages. Diese wird im Frühjahr 2019 als Sonderausgabe der Zeitschrift „Gemeinde creativ“ erscheinen. Neben einem ausführlichen Tagungsbericht und Auszügen aus den Referaten werden dort auch die Ergebnisse und Anregungen aus den Gesprächsgruppen festgehalten sein. Daneben wird das Sonderheft

weitere Informationen und Hintergründe zum 50-jährigen Jubiläum der Pfarrgemeinderäte enthalten.

Das Heft ist ab Frühjahr 2019 in der Geschäftsstelle des Landeskomitees der Katholiken in Bayern, Schäfflerstraße 9, 80333 München, erhältlich sowie unter [www.gemeinde-creativ.de](http://www.gemeinde-creativ.de) zu bestellen.



Das Podium am Ende der Veranstaltung fasste die Ergebnisse der Arbeitskreise zusammen. Nachzulesen in der Sonderausgabe von „Gemeinde creativ“.

Konzept hängen teilweise mit der besonderen deutschen Tradition der Pfarrausschüsse zusammen. Die Pfarrausschüsse waren als Organe zur Koordination eines selbständigen Laienapostolats zwar auf der Ebene der Pfarrei konzipiert, standen aber nicht in sehr enger Anbindung an das Amt des Pfarrers und besaßen Spielraum für eigene Initiativen.

Gemäß c. 536 CIC muss, wie gesagt, der Vorsitz des Pfarrpastoralrats beim Pfarrer liegen, während die Würzburger Synode dazu einen anderen Standpunkt einnimmt. In den bayerischen Bistümern gibt es infolge dieser unterschiedlichen Sichtweisen auch unterschiedliche Konzeptionen bezüglich des Vorsitzes. Während die meisten Bistümer in ihren Pfarrgemeinderatssatzungen der Empfehlung der Würzburger Synode folgen, ist im Bistum Regensburg der Pfarrer als Hirte seiner Gemeinde von Amts wegen der Vorsitzende des Pfarrgemeinderats. Neben dem Vorsitzenden gibt es nach der Regensburger Satzung einen gewählten Sprecher des Pfarrgemeinderats, der das Gremium gegenüber dem Pfarrer repräsentiert und an der Planung der Sitzungen maßgeblich beteiligt ist.

Das Regensburger Modell orientiert sich beim Pfarrgemeinderatsvorsitz stärker an der Struktur des Pfarrpastoralrats im Sinne von c. 536 CIC und stellt damit dessen Funktion, den Pfarrer in seelsorglichen Fragen zu beraten, in den Vordergrund. Die Regelung der übrigen Bistümer hat in dieser Frage hingegen stärker die Aufgabe des Pfarrgemeinderats im Blick, als Ort zur Koordination der verschiedenen, gemäß c. 216 CIC aus einem eigenen Recht der Gläubigen erwachsenen Initiativen des Apostolats zu fungieren.

Die Frage des Vorsitzes im Pfarrgemeinderat bietet Anlass, auch ein Wort zur wechselseitigen Zuordnung von Pfarrer und Gremium zu sagen. Einem Gremium vorzusitzen bedeutet nicht zwingend, selbst auch stimmberechtigtes Mitglied dieses Gremiums zu sein. Beim Pfarrpastoralrat gemäß c. 536 CIC hat das vom Pfarrer geleitete Gremium allein die Aufgabe, diesen zu beraten. Hier scheint es wenig sinnvoll, den Pfarrer zu den Mitgliedern zu rechnen, denn dann würde er sich sozusagen selbst Ratgeber sein. Doch auch wenn ein anderes Mitglied den Vorsitz führen sollte, ist der Pfarrer zweifellos kein gewöhnliches Mitglied des Gremiums, weil ihm satzungsgemäß die weitreichende Möglichkeit eines Vetos gegen Beschlüsse des Pfarrgemeinderats eröffnet ist. Deshalb ist auch für diesen Fall von einer konstruktiven Gegenüberstellung von Pfarrer und Gremium auszugehen.

### V. Zukunftsperspektiven

Das eingangs angeführte Zitat sprach von einer eingetretenen Ernüchterung im Hinblick auf den Pfarrgemeinderat. Kann diese Einrichtung nicht halten, was man sich von ihr versprochen hat? Hat sie noch einen Platz in den neuen Strukturen der Bistümer? Was muss man möglicherweise verändern?

In Deutschland haben wir einen spürbaren Mangel an Priestern zu verzeichnen und daher besteht häufig die Notwendigkeit, einem Pfarrer die Leitung mehrerer Pfarreien zu übertragen (vgl. c. 526 § 1 CIC). Die diözesanen Ordnungen haben diese Tatsache im Blick und eröffnen regelmäßig die Möglichkeit, anstelle einzelner Pfarrgemeinderäte für jede Pfarrei ein gemeinsames

pastorales Gremium für alle Pfarreien zu bilden, die unter der Leitung desselben Pfarrers stehen. Die Schaffung eines gemeinsamen Rates dürfte sich vor allem dann empfehlen, wenn die betroffenen Pfarreien dauerhaft der Leitung desselben Pfarrers anvertraut sind und eine förmliche organisatorische Verbindung zwischen den Pfarreien besteht (Pfarrverband, Pfarreiengemeinschaft o. ä.).

Bei der Entscheidung, ob unter diesen Voraussetzungen die Gremien der einzelnen Pfarreien durch einen einzigen Rat ersetzt werden, wird aber auch zu berücksichtigen sein, ob dies nicht einer Verkümmern des kirchlichen Lebens an den einzelnen Orten Vor-schub leisten kann. Als Alternative zur Bildung eines einzigen Rats für alle Pfarreien sind auch regelmäßige Treffen aller Pfarrgemeinderatsvorsitzenden mit dem Pfarrer oder ähnliche Maßnahmen denkbar.

Es werden aber nicht nur größere Pfarrverbände gebildet, sondern auch mancherorts sehr viele Pfarreien zu neuen Großpfarreien von der Größe eines früheren Dekanats oder noch größerer Ausmaße fusioniert. Über die Sinnhaftigkeit und Fruchtbarkeit solcher Maßnahmen kann man generell oder auch im jeweiligen Einzelfall unterschiedlicher Meinung sein. Falls nur ein Pfarrgemeinderat für die Riesepfarrei gebildet wird, werden manche positive Effekte des Pfarrgemeinderats nicht mehr recht zum Tragen kommen. Zu denken ist an die in der Praxis gegebene Mittlerfunktion, die Pfarrgemeinderatsmitglieder zwischen Gläubigen und Pfarrer einnehmen und die dann weniger zur Geltung kommen dürfte. Aber auch die Kenntnis der Verhältnisse der Großpfarrei wird bei den Mitgliedern des Pfarrgemeinderats nicht mehr in

dem Maße vorhanden sein wie bei Gegebenheiten, die sehr von Ortsnähe bestimmt sind. Angesichts der Voraussetzungen der Großpfarreien drängt sich jedenfalls der Gedanke auf, neben dem Gesamt-Pfarrgemeinderat auch eine Art Ortsausschüsse zu bilden, die das lokale Engagement der Gläubigen erfassen und bündeln helfen. Unter Umständen können lokale Kirchenstiftungen, die bei einer Pfarrfusion erhalten geblieben sind, dafür einen Anhaltspunkt bilden.

Unsere Gesellschaft ist gegenwärtig sehr stark von Tendenzen der Säkularisierung und der Individualisierung geprägt. Beides ist für das Wirken der Kirche nicht förderlich, muss aber bei der pastoralen Planung nüchtern zur Kenntnis genommen werden. Auch für die Pfarrgemeinderäte sind diese Tendenzen nicht günstig, wie sich immer wieder im Zusammenhang mit der Gewinnung von genügend Kandidatinnen und Kandidaten bzw. Mitgliedern für das Gremium zeigt.

Doch umso notwendiger erscheint der Pfarrgemeinderat für die Aufgaben der katholischen Kirche in Deutschland heute. Mag er vor fünf Jahrzehnten da oder dort noch den Charakter eines kirchlichen Honoratioren-Gremiums besessen haben, so kann man ihn sich heute kaum anders vorstellen als eine Gemeinschaft von Christen, die bewusst in der Nachfolge Jesu stehen und sich ihrer persönlichen Sendung aufgrund Taufe und Firmung gewahr sind. Mehr als zu anderen Zeiten ist uns heute bewusst, dass es für die Verbreitung des Evangeliums auf das persönliche Zeugnis der einzelnen Christen ankommt. Der Pfarrgemeinderat bleibt ein wertvolles Organ, das solches Zeugnis sichtbar und vor allem örtlich für die Kirche fruchtbar machen kann. □

# 50 Jahre Pfarrgemeinderat. Biblische Vergewisserungen

Sabine Bieberstein

50 Jahre gewählte Pfarrgemeinderäte in Bayern: Das ist eine Erfolgsgeschichte, für die wir dankbar sein dürfen. Dieses Jubiläum darf aber auch ein Anlass sein, innezuhalten, sich über diese Institution der Pfarrgemeinderäte zu vergewissern und tragfähige Perspektiven für die Zukunft zu entwickeln. Auch dafür dient diese Veranstaltung.

Die Bibel bietet dafür allerdings weder passgenaue Modelle noch einfache Rezepte. Was wir aber finden können, sind Maximen, die den Blick auf Menschen in der Jesusbewegung und in den frühen Gemeinden prägten und von denen das Miteinander in der Jesusbewegung und in den frühen Gemeinden bestimmt war. Das ist der Grund, auf dem wir bis heute stehen – und daran müssen wir die Art und Weise, wie wir heute Kirche gestalten, messen lassen. Fünf solcher Leitperspektiven seien im Folgenden thesenartig vorgestellt.

## I. Kirche gibt es nur, weil es in der Jesusbewegung Frauen und Männer gab, die mit Vollmacht ausgestattet waren und Verantwortung übernahmen

Es ist ein Gemeinplatz der historischen Jesusforschung: Jesus hat Männer und Frauen in die Nachfolge gerufen. Charakteristisch für die Jesusbewegung ist es, dass diese Nachfolgerinnen und Nachfolger Jesu mit Vollmacht ausgestattet und zur Verantwortungsübernahme befähigt wurden. Aufbauend auf Thesen des Heidelberger Neutestamentlers Gerd Theißen lässt sich dies an drei Aspekten zeigen.

**a) Gruppenmessianismus:** Jesus hat, so weit wir sehen können, von sich selbst weder als Messias noch als Sohn Gottes gesprochen. Jedoch ist nicht auszuschließen, dass messianische Erwartungen an ihn herangetragen wurden. Dabei lässt sich die interessante Beobachtung machen, dass Jesus diese Erwartungen und Hoffnungen nicht exklusiv auf sich bezogen, sondern sie auf die Jüngerinnen und Jünger übertragen hat. Charakteristisch dafür ist das Wort, dass die Zwölf dereinst auf Thronen sitzen und Israel regieren würden (Mt 19,28//Lk 22,28). Damit wird ihnen eine Hoheitsaufgabe des Messias übertragen, wie dies verschiedentlich in der frühjüdischen Literatur zum Ausdruck kommt (vgl. PsSal 17,26). Dieser Gruppenmessianismus bedeutet eine bemerkenswerte Demokratisierung: Die gesamte Gruppe der Nachfolgenden übernimmt messianische Aufgaben.

**b) Teilhabe an der Verheißung:** Im Zentrum der Botschaft und Praxis Jesu stand bekanntlich das im Kommen begriffene Reich Gottes. Jesus war überzeugt, dass Gott bereits das weltgeschichtliche Ruder übernommen hatte und dass sich diese Gottesherrschaft nun mit unaufhaltsamer Macht ausbreitete. Allerdings brachte Jesus diese Gottesherrschaft nicht exklusiv mit seiner Person in Verbindung. Vielmehr verankerte er sie in verschiedenen Kollektiven: bei den Armen (Mt 5,3), den Kindern (Mk 10,14), den Jüngerinnen und Jüngern (Lk 12,32; Mk 4,12; Lk 17,20f) oder auch dem Volk (Mt 8,11). Diese werden als Träger und Repräsentanten der Königsherrschaft Gottes angesehen.



Prof. Dr. Sabine Bieberstein, Professorin für Exegese des Neuen Testaments und Biblische Didaktik an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt

Das Kommen der Königsherrschaft Gottes wird demnach als ein Geschehen verstanden, das von Gott her initiiert und ermöglicht wurde, das von Jesus aufgedeckt und erfahrbar gemacht wurde und auf das sich nun alle einlassen dürfen und sollen, insbesondere die Kleinen und Schwachen. Auch dies bedeutet eine grundlegende Teilhabe aller – eine Demokratisierung.

**c) Charisma-Teilhabe:** Die Evangelien sind sich einig, dass Jesus mit einer besonderen Vollmacht ausgestattet war, die seine Lehre und auch sein Handeln geprägt hat (vgl. Mk 1,22). Dies zog Menschen in seinen Bann und brachte außergewöhnliche Dinge zustande. Allerdings verstand Jesus seine Sendung und seinen Auftrag nicht exklusiv, sondern teilte sie mit den Nachfolgerinnen und Nachfolgern: Er ließ sie an seiner Vollmacht und seinem Charisma partizipieren. Das zeigt sich besonders in den Berufungs- und Aussendungsüberlieferungen: Jesus sendet Jüngerinnen und Jünger nach dem übereinstimmenden Zeugnis der synoptischen Tradition mit einem Auftrag aus, der seinem eigenen entspricht: Wie er selbst sollen sie die Gottesherrschaft ankündigen, Dämonen austreiben und Kranke heilen und werden dazu von ihm mit Vollmacht und Kraft ausgestattet (Mk 3,13–19; Mt 10,1–15; Lk 9,1–6; 10,1–12). Im Blick ist dabei nicht nur der Zwölferkreis, sondern auch eine Gruppe von 72 Jüngerinnen und Jüngern, die in dieser Weise von Jesus ausgesandt werden (Lk 10,1–12).

Es zeigt sich: Die mit der Gottesherrschaft verbundene Kraft und Vollmacht bleiben nicht auf Jesus beschränkt, sondern werden auf alle Jüngerinnen und Jünger übertragen. (Voll-)Macht wird geteilt und zur Befähigung aller eingesetzt. Macht ist kein Selbstzweck, sondern dient dazu, lebensfeindliche Mächte (Dämonen) zu vertreiben, das Heilwerden von Menschen zu ermöglichen, Grenzen zu überschreiten und viele an einen Tisch zu bringen. Im Mittelpunkt

steht dabei das umfassende Wohl der Menschen. So entstehen Räume, in denen Neues möglich wird.

Für die Fragestellung des heutigen Tages ist dies in mehrfacher Hinsicht von Bedeutung.

**a)** Die Jesusbewegung ist von ihrem innersten Anliegen her geprägt durch Teilen von und Teilhabenlassen an Macht. Jesus wird gezeichnet als einer, der sein Charisma, seine Vollmacht und seine Botschaft mit anderen teilt und der andere befähigt, daran teilzuhaben und das Gleiche zu tun wie er selbst. Dies gilt nicht nur für einige Auserwählte, sondern für viele, wie das Motiv der Aussendung der 72 Jüngerinnen und Jünger zeigt (Lk 10,1–12).

**b)** Genau hierin ist der Ursprung der Kirche und des Kirchengedankens zu suchen. Weil es diese mit Vollmacht ausgestatteten Menschen gab, die das Leben Jesu teilten, mit ihm unterwegs waren, verkündeten und heilten, und weil die Gottesherrschaft nicht exklusiv mit der Person Jesu verbunden war, konnte dieses messianische Kollektiv den Tod Jesu überstehen und tragfähige Zukunftsperspektiven entwickeln. Die Ostererscheinungen konnten als Beginn der von Jesus verheißenen endzeitlichen Wende interpretiert werden. Die messianische Aufgabe, die von Jesus in die Hände der Gruppe gelegt worden war, konnte von dieser Gruppe weitergetragen werden.

Darin, dass es bevollmächtigte und in dieser Vollmacht handelnde Frauen und Männer gab, die die Verkündigung Jesu und das gemeinsame Reich-Gottes-Projekt weitertrugen, liegt demnach eine wesentliche Voraussetzung dafür, dass es Kirche überhaupt gibt. Dabei ist die zu beobachtende Eigenständigkeit und Verantwortlichkeit dieser Menschen keine Selbstanmaßung, sondern hat ihren Grund im Selbstverständnis Jesu und in seiner Botschaft und Praxis.

Diese Verantwortlichkeit vieler gilt es auch in heutigen kirchlichen Strukturen wirksam werden zu lassen: Kirche muss dadurch geprägt sein, dass (Voll-)Macht geteilt wird, dass es Teilhabe vieler an Entscheidungsprozessen gibt, dass es transparente Strukturen und Kontrollgremien gibt und dass es demokratische Institutionen wie Räte geben muss, in denen viele verschiedene Menschen Verantwortung übernehmen und maßgebliche Prozesse mitgestalten.

## II. Die ersten Gemeinden waren von allen Getauften getragen, die ihre spezifischen Kompetenzen in die Gemeinden einbrachten

Was sich in der Jesusbewegung beobachten ließ, wurde in den ersten Gemeinden, wie sie in den authentischen Briefen des Paulus sichtbar werden, weitergeführt: Die Gemeinden wurden von allen Getauften getragen.

Ein erstes Indiz dafür lässt sich bereits darin erkennen, dass für Paulus das Gegenüber seiner Briefe stets die ganze Gemeinde ist. Das ändert sich bemerkenswerterweise in den späteren Pastoralbriefen, die nicht von Paulus stammen: Hier wendet sich der Verfasser (Pseudopaulus) an einen Gemeindeführer (Timotheus, Titus) und erteilt diesem Anweisungen, wie er die Gemeinde leiten und für Ordnung sorgen soll.

Demgegenüber hat Paulus die gesamte Gemeinde im Blick. Prägend für seine Wahrnehmung der Christusgläubigen, die die Gemeinde bilden, sind die beiden Aspekte Taufe und Charisma. Auch wenn diese Begriffe derzeit eine Hochkonjunktur erleben und viel darüber geschrieben wurde und wird, möchte ich bei ihnen ansetzen; denn sie bergen ein enormes Potential für unsere Fragestellung. Diese Art, auf Menschen zu schauen, ist durch und durch respekt-

voll, wertschätzend und demokratisch. Sie ist eine Herausforderung und bleibender Stachel im Fleisch aller derzeit im Entstehen begriffenen neuen Gemeindekonzepte.

Grundlegend für die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Christusgläubigen ist nach Paulus der Glaube an – besser: das Vertrauen auf – den Messias Jesus. Rituell markiert wird dies in der Taufe, die für Paulus (mindestens) zwei Aspekte beinhaltet.

**a)** In der Taufe werden die Getauften buchstäblich Christus-förmig. Das hat konkrete Auswirkungen auf das Leben und Handeln: „Wisst ihr denn nicht, dass wir, die wir auf Christus Jesus getauft wurden, auf seinen Tod getauft worden sind? Wir wurden ja mit ihm begraben durch die Taufe auf den Tod, damit auch wir, so wie Christus durch die Herrlichkeit des Vaters von den Toten auferweckt wurde, in der Wirklichkeit des neuen Lebens wandeln.“ (Röm 6,3–4)

In der Taufe vollziehen demnach die Glaubenden mit dem eigenen Körper und der eigenen Existenz den Weg des Christus nach – durch den Tod hindurch ins Leben. Für Paulus heißt das: „Ich bin mit Christus gekreuzigt worden. Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir.“ (Gal 2,19f)

Wer sich in dieser Weise ganz von diesem Christus prägen lässt, buchstäblich Christus-förmig wird, kann nicht mehr in der gleichen Weise leben und handeln wie zuvor. Vielmehr wird das Handeln von diesem Christus geprägt, und das heißt: vom Gekreuzigten, der sich ans unterste Ende der sozialen Skala gestellt hat und den verachtetsten aller Tode gestorben ist – der aber von Gott auferweckt wurde und nun als der Sohn Gottes bekannt wird. Das stellt die herrschende Werteskala und die sozialen und politischen Machtverhältnisse auf den Kopf.

Das hat Folgen: Wer diesem Christus zugehörig ist, kann nicht all die in der Gesellschaft herrschenden Machtstrukturen, die Gewaltverhältnisse, das Unrecht, die Gewinnmaximierung und all die vermeintlich alternativlosen Sachzwänge weiterschreiben. Vielmehr kann und soll, wer diesem Christus zugehörig ist, neu und anders handeln, Gott Frucht bringen (Röm 7,4) oder auch als neue Schöpfung (2 Kor 5,17) leben. Für das gemeindliche Miteinander formuliert es ein Text aus dem Galaterbrief, der wahrscheinlich anlässlich von Taufen gesprochen oder gesungen wurde, so: „Denn alle seid ihr durch den Glauben Söhne und Töchter Gottes in Christus Jesus. Denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus angezogen. Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht männlich und weiblich; denn ihr alle seid einer in Christus Jesus.“ (Gal 3,26–28)

Dies ist nicht weniger als eine Magna Charta für christliche Gemeinden. Alte Strukturen und Machtverhältnisse, die Menschen nach ihrer Herkunft, ihrem sozialen Status, ihrem Geschlecht oder ihrer sexuellen Orientierung einteilen und bewerten, haben ausgedient. Angesagt sind dagegen vorbehaltlose Anerkennung von Frauen und Männern, Fremden und Einheimischen, Armen und Reichen, Jungen und Alten. Angesagt ist die Teilhabe aller.

**b)** Die Taufe ist für Paulus grundlegend mit dem Geistempfang verbunden. Das prägt das Miteinander in der Gemeinde: „Durch den einen Geist wurden wir in der Taufe alle in einen einzigen Leib aufgenommen, Juden und Griechen, Sklaven und Freie; und alle wurden wir mit dem einen Geist getränkt.“ (1 Kor 12,13)

Alle Getauften sind demnach Träger, Trägerinnen des Heiligen Geistes, und

in allen Getauften wirkt die Geistkraft. Dies hat konkrete Auswirkungen in den konkreten Gaben, die die Geistkraft schenkt und die Paulus Charismen nennt. Gemeint sind Begabungen, Fähigkeiten oder auch getaufte Kompetenzen, so Thomas Söding.

Die Bandbreite der Charismen, die Paulus in den Gemeinden wahrnimmt, ist enorm. Paulus stellt sie in zwei Listen in 1 Kor 12,4–11 und Röm 12,4–8 zusammen. Für ihn ist entscheidend, dass sie alle den *einen* Ursprung in der Geistkraft haben und dass in ihnen die Kraft Gottes wirkt. So gelingt es ihm, einerseits die Vielfalt und Verschiedenheit der Begabungen wahrzunehmen und zu würdigen. Andererseits ist dieser Blick dazu geeignet, auch die Zusammengehörigkeit all dieser Verschiedenheiten plausibel zu machen; denn alle Getauften bilden den Leib des Christus: „Ihr aber seid der Leib des Christus und jeder Einzelne ist ein Glied an ihm.“ (1 Kor 12,27)

Jedes einzelne Glied ist notwendig für einen lebendigen Leib des Christus. Da gibt es keine Wichtigen und Unwichtigen; denn es braucht alle, damit der Leib funktionieren kann und der Christus wahrhaft erlebbar und erfahrbar werden kann.

Grund für die geschenkten Begabungen und gleichzeitig Kriterium und Maßstab, wie sie eingesetzt werden sollen, ist der Nutzen für alle: „Jedem aber wird die Offenbarung des Geistes geschenkt, damit sie anderen nützt.“ (1 Kor 12,7)

Ein solcher Blick auf die Getauften ermöglicht es, die Fähigkeiten, die vorhanden sind, wahrzunehmen, wertzuschätzen und dafür zu sorgen, dass das Potential, das in all den verschiedenen Begabungen liegt, zur Entfaltung kommen kann. Dabei geht es nicht um Befugniszuteilungen – dass etwa nur bestimmte Menschen bestimmte Charismen hätten und ausüben dürften. Vielmehr zeigt schon ein kurzer Blick in die Grußliste des Römerbriefs (Röm 16,1–16), dass verschiedenste Menschen, Frauen ebenso wie Männer, Sklavinnen und Sklaven oder Freigelassene ebenso wie Freigeborene, Menschen jüdischer wie nichtjüdischer Herkunft, solche Charismen bis hin zum Charisma der Leitung und Verkündigung ausgeübt haben.

Nicht umsonst ist in den Strukturdebatten der jüngsten Zeit immer wieder auf diese biblischen Grundlagen als Inspiration für Pastoralkonzepte oder Kirchenentwicklungsstrategien rekurriert worden. Zu Recht ist in diesem Zusammenhang von Charismenförderung die Rede, von einer charismen-orientierten Pastoral oder gar von einer *Charisma-first-Strategie*, wie Stefan Moosburger schreibt. Dies ist grundlegend nicht nur für Pastoralkonzepte generell, sondern auch und gerade für die demokratischen Institutionen wie die Räte. Denn in diesen Räten kommen getaufte Menschen zusammen, die mit unterschiedlichen und je speziellen Kompetenzen ausgestattet sind, die sie zum Nutzen der Gemeinde einbringen wollen. Noch deutlicher als der Begriff Charisma mag in der gegenwärtigen Diskussion der Begriff Kompetenzen zum Ausdruck bringen, worum es geht. Es darf nicht dabei bleiben, durchaus wohlwollend, aber letztlich folgenlos von Charismen zu sprechen. Vielmehr gilt es, die vorhandenen Kompetenzen der Ratsmitglieder ernstzunehmen und zur Geltung kommen zu lassen. Allerdings lässt sich kritisch fragen, ob die bisherigen Strukturen tatsächlich dazu geeignet sind. Können und dürfen die Räte wirklich Verantwortung übernehmen? Welche Entscheidungskompetenz haben sie letztlich? Wird die besondere Stellung des Pfarrers der Verantwortungsbereitschaft und den Kompetenzen der Rats-

mitglieder gerecht? Ist es gewollt, dass die Räte Position beziehen und selbst Ziele vorgeben? Gleicht die gegenwärtige Rätestruktur nicht über manche Strecken einem Fahren mit angezogener Handbremse – wenn nämlich vorhandene Kompetenzen nicht zur Geltung kommen dürfen – oder auch einem Fahren auf Gleisen, deren Richtung immer schon vorgegeben ist – wenn nämlich keine wirkliche Entscheidungskompetenz besteht?

Damit verbunden ist die Frage, wie viel professionelle Kompetenz in den Räten gewollt ist. Denkbar wäre es, gezielt Menschen mit bestimmten Kompetenzen und Fähigkeiten anzufragen – natürlich unter der Voraussetzung, dass sie gewählt werden. Inspirationsquelle hierfür könnte die Praxis in Schweizer Kirchgemeinden oder Schulpflegen sein, für die gezielt Frauen und Männer mit den benötigten professionellen Kompetenzen gesucht werden. Solche gefragten Kompetenzen könnten neben den Finanzen auch Personalverantwortung, Öffentlichkeitsarbeit, handwerkliche und kreative Fähigkeiten, ein Blick für soziale Fragen, Kulturmanagement, Ökologie und Nachhaltigkeit, zeitgemäße Kinder- und Jugendarbeit, Wissen, was Armut ist und vieles andere mehr, sein. Zweifellos sind solche Kompetenzen, auch professioneller Art, bereits heute in vielfältiger Weise in den Räten und Gremien vertreten. Doch könnten Bemühungen um solche Kompetenzen gewiss noch verstärkt werden – wohl wissend, dass es immer schwieriger wird, außerhalb der kirchenaffinen Milieus Menschen zu gewinnen, die bereit sind, ihre Kompetenzen im Kontext Kirche einzubringen. Hier liegen grundsätzliche Fragen, die entschieden werden müssen, wenn man Strukturänderungen hin zu einer wirklichen Teilhabe an Gestaltungs- und Entscheidungsprozessen vornehmen will.

### III. Die Gemeinden des Paulus sind lokal angesiedelt

Förderlich dafür, dass sich Menschen engagieren, ist es, dass spürbar wird, dass sich durch das Engagement das lokale Umfeld zum Besseren verändert. Attraktiv und lohnend scheint daher ein Engagement vor Ort. Dies läuft allerdings dem Trend der Pastoralkonzepte der letzten Jahre deutlich entgegen; doch ist zu fragen, ob die immer größer werdenden Seelsorgeeinheiten oder Pastoralräume wirklich förderlich für die Einbindung von Menschen und für das Engagement vieler sind.

Die Gemeinden im Neuen Testament sind jedenfalls Gemeinden an einem konkreten Ort. Paulus schreibt an die Gemeinde Gottes, die in Korinth ist (1 Kor 1,2). Man trifft sich in Hausgemeinden, also in Häusern oder Wohnungen von Gemeindemitgliedern. Das heißt: Es sind überschaubare Gruppen, man kennt sich, man kann gemeinsam Leben gestalten und einander unterstützen, man trägt natürlich auch Konflikte aus, wovon es in den Korintherbriefen reichlich Beispiele gibt, aber man weiß: Es ist nicht egal, ob ich da bin oder nicht. Das ist eine wesentliche Voraussetzung für Engagement.

Die Tatsache, dass sich auch heute noch viele Menschen in Gremien und Räten engagieren und sogar eigens nach München reisen, um 50 Jahre gewählte Pfarrgemeinderäte zu feiern, mag meiner These widersprechen. Doch liegt in den größer werdenden pastoralen Einheiten m.E. die Gefahr, dass persönliche Verbindlichkeit verloren geht. Engagement lebt – auch – von persönlichen Beziehungen. Räte können engagierte Verantwortungsträger und gestaltende Kräfte vor Ort sein – sie können aber auch von den sich verselbstständigenden



Dr. Karl Eder (li.), Geschäftsführer des Landeskomitees, studierte vor dem Beginn noch Unterlagen. Neben ihm Prälater Walter Wakenhut, Geistlicher

Beauftragter des Landeskomitees, der das abschließende Podiumsgespräch moderierte.

Strukturen aufgesogen oder lahmgelegt werden.

### IV. Kennzeichen der neutestamentlichen Gemeinden ist eine Vielfalt an Modellen und Strukturen

Bei den paulinischen Gemeinden des Anfangs ist es nicht geblieben. Die Zeiten haben sich verändert, die Gemeinden sind gewachsen, neue Situationen an unterschiedlichen Orten haben die Gemeinden immer wieder vor neue Herausforderungen gestellt. So ist es nicht verwunderlich, dass wir in den neutestamentlichen Schriften unterschiedliche Vorstellungen von Gemeinden und daher auch verschiedene Strukturmodelle finden. So kennen zum Beispiel die

Apostelgeschichte, der Jakobusbrief und der Erste Petrusbrief Ältestenräte, die die Geschehnisse einer Gemeinde lenken (Apg 20,17; 21,18f; Jak 5,14; 1 Petr 5,1). Die Pastoralbriefe setzen eher auf einen Gemeindeleiter, einen Episkopos, das heißt einen Aufseher, der genau hinschaut (1 Tim 3,1–7). Sie kennen daneben aber auch ein Gremium von Diakonen, eine Gruppe von Ältesten oder auch eine Gruppe von Witwen (1 Tim 3,8–13; 5,3–16.17–22).

Das Johannesevangelium ist dagegen eher skeptisch gegenüber Ämtern. Vor allem Hirten erregen das Misstrauen der Gemeinde; denn es gibt nur einen guten Hirten: Jesus Christus selbst (Joh 10,1–21). Wenn Petrus im Schlusskapitel des Werkes (Joh 21) Hirte werden



Christian Weisner, Sprecher der Initiative „Wir sind Kirche“ (re.), im Gespräch mit Prälater Walter Wakenhut, dem ehemaligen Militärgeneralvikar.



Ein Fernsehbericht im Magazin „Kirche in Bayern“ in den lokalen bayerischen privaten Sendern sorgte für mediale Verbreitung der Veranstaltung. Der Clip ist in der Mediathek der Katholischen Akademie zu sehen.

will, dann ist er auf einen Lehrer angewiesen: den Jünger, den Jesus liebte. Darüber hinaus wird ihm aufgegeben, dass er lieben muss. Und die Erzählweise macht deutlich, dass er trotz seines Versagens bei der Verleugnung eine neue Chance bekommt. Er wird als fehlbarer und vergebungsbedürftiger Hirte gezeichnet.

Die *Offenbarung des Johannes* will im neuen Jerusalem nicht einmal mehr einen Tempel sehen; denn Gott und das Lamm wohnen direkt unter den Menschen. Die Stadt als Ganze hat die Form des Allerheiligsten und ist Ort der Gegenwart Gottes. Das Allerheiligste wird zum Lebensraum für die Bewohnerinnen und Bewohner der neuen Stadt – oder umgekehrt: Der Lebensraum der Bewohnerinnen und Bewohner der neuen Stadt wird zum Allerheiligsten. Es gibt kein Kultpersonal mit den entsprechenden Privilegien und Machtpositionen mehr, vielmehr haben alle gleichermaßen direkten Zugang zu Gott (Offb 21,1–22,5). Die Liste ließe sich fortsetzen.

Es kann nun gewiss nicht darum gehen, eines dieser Modelle als Rezept herzunehmen und umzusetzen. Vielmehr ist dieses Prinzip der Vielfalt inspirierend. Diese Vielfalt – und darin eingeschlossen auch Uneindeutigkeit oder Widersprüchlichkeit – ist im Kanon unserer Heiligen Schrift erhalten geblieben. Damit wird den Leserinnen und Lesern bis heute einiges zugemutet – aber auch zugetraut.

Es zeigt sich: Die neustamentlichen Gemeinden reagierten mit großem Einfallsreichtum und in großer Freiheit auf sich verändernde Situationen. Sie versuchten, jeweils in Rückbindung an die Botschaft Jesu, angemessene Antworten auf neue Herausforderungen zu finden. Sie entwickelten Bestehendes weiter, fanden oder erfanden neue Strukturen. Als die Schriften kanonisiert wurden, ist keines der Strukturmodelle als einzig gültig erklärt worden. Lesen wir dies als Ermutigung für heute, nicht bei einem einmal gefundenen Modell zu verharren, sondern auf die Anforderungen der Zeit und des Kontextes zu reagieren, er-

finderisch zu sein und in der Freiheit von Geistträgerinnen und Geistträgern auch neue Wege zu beschreiten, die den Herausforderungen unserer Zeit (zumindest) gerechter werden.

#### V. Die neustamentlichen Texte ermutigen dazu, transparente und demokratische Strukturen zu stärken

Die neustamentlichen Perspektiven auf Menschen und speziell auf christusgläubige Menschen ermutigen dazu, die vor allem seit dem II. Vatikanum entstandenen demokratischen Organe der Mitbestimmung und Mitgestaltung keinesfalls aufzugeben, sondern sie vielmehr zeitgemäß weiterzuentwickeln. Denn die (synoptischen) Evangelien zeichnen einen Jesus, der seine Jüngerinnen und Jünger an seiner Vollmacht teilhaben lässt und mit ihnen seine Charismen teilt. Paulus macht ernst damit, dass jeder und jede Getaufte Geistträger, Geistträgerin ist und Kompetenzen in die Gemeinde einzubringen hat. Die neustamentlichen Gemeinden in ihrer Gesamtheit gehen höchst unterschiedliche Wege, wie sie sich organisieren, und diese Vielfalt wird den Leserinnen und Lesern bis heute zugemutet und zugetraut.

In einer zeitgemäßen Aufnahme und Weiterführung der neustamentlichen Befunde gilt es demnach, alle Formen von Partizipation in den kirchlichen

#### Die neustamentlichen Gemeinden reagierten mit großem Einfallsreichtum und in großer Freiheit auf sich verändernde Situationen.

Strukturen zu stärken. Eine Unterscheidung zwischen Klerikern und Laien ist den neustamentlichen Texten ohnehin fremd. Vielmehr geht es um die Würdigung von Taufe und Geistbegabung aller und um Beteiligung möglichst vieler auf Augenhöhe. Abschließend seien einige Beispiele möglicher Konsequenzen benannt.

- Demokratisch gewählte Organe wie Räte auf allen Ebenen müssen mehr Gewicht erhalten und mit realen Entscheidungs- und Leitungskompetenzen ausgestattet werden. Ihre Kontrollfunktion gegenüber den Leitungspersonen und -gremien muss gestärkt werden.

- Vielfalt ist produktiver als Monokultur. Das gilt auch für kirchliche Gremien und Strukturen, in denen Frauen und Männer, Verheiratete und Unverheiratete, Einheimische und Fremde, Alte und Junge, Menschen unterschiedlicher sexueller Orientierung und aus unterschiedlichen Milieus und viele mehr vertreten sein müssen. Es müssen viele Stimmen gehört und viele Perspektiven eingebracht werden können. Dies ist umso bedeutsamer vor dem Hintergrund, dass bereits viele kritisch Denkende kaum mehr bereit sind, sich in bestehende Gremien ohne echte Chance auf Kompetenzeinbringung wählen zu lassen. Anzudenken wären in diesem Zusammenhang daher neue demokratische Teilnahmeformen wie Foren, Workshops oder Ähnliches.

- Eine solche Vielfalt einerseits und tatsächliche Beteiligung und Kontrolle durch demokratisch gewählte und funktionsfähige Organe andererseits sind ein Gegengewicht gegen möglichen Machtmissbrauch einiger weniger. In diesen Tagen ist viel von kirchlichen Strukturen die Rede, die Machtmissbrauch erst ermöglichen oder sogar fördern. Wenn

die Kirche dem entstandenen Vertrauensverlust entgegenwirken will, wird sie nicht umhin kommen, genau diese Strukturen auf den Prüfstand zu stellen. Dabei kann es entlastend sein, diese Strukturen als historisch gewachsene wahrzunehmen. Gegenüber den vielfältigen Modellen des Anfangs ist ohnehin ein Traditionsverlust festzustellen. Das könnte ein Anstoß sein, sich auf einige jener Anfangstraditionen wieder neu zu besinnen.

- Gewiss sind Pfarrgemeinderäte nicht die Lösung für alle Probleme und Missstände in der Kirche. Doch steht und fällt Kirche mit glaubwürdigen Frauen und Männern, die für die Botschaft Jesu brennen, die diese Botschaft im Alltag und im lokalen Umfeld zu



Prof. Dr. Hans Tremmel ist Vorsitzender des Diözesanrats der Katholiken im Erzbistum München und Freising.

leben versuchen und auf dieser Basis in Kirche und Gesellschaft etwas in Bewegung bringen wollen. Sichtbar werden solche glaubwürdigen Frauen und Männer auch und gerade in den Räten, die Raum für solches Engagement bieten. Dieser Raum ist aber durchaus noch ausbaufähig. □



In Murren wurden Detailfragen diskutiert und die Ergebnisse dann ins Plenum gebracht.

## Presse

### Gemeinde creativ

November/Dezember 2018 – Von einer ganz anderen Richtung her näherte sich Sabine Bieberstein dem Thema. Die Biblikerin ist Professorin an der Katholischen Universität Eichstätt/Ingolstadt und suchte in den Texten des Neuen Testaments nach Spuren von Laienarbeit zur Zeit der urchristlichen Gemeinden. Den „Pfarrgemeinderat“, wie man ihn heute kennt, sucht man dort vergeblich, dafür findet man aber zahlreiche andere Hinweise auf das Engagement von Laien. *Alexandra Hofstätter*